TITEL
Mitten drin und doch am Rand: Porträts, Begegnungen und Reflexionen zur Corona-Krise.
14–41

PERSPEKTIVEN
Das Reich der Mitte als Buhmann: Gespräch mit China-Kenner Patrick Ziltener.
46–48

KULTUR
Wie weiter mit der Kultur? Die Interviews mit der Kinok-Leiterin und dem Schauspieldirektor.
56–61

SALZHAUS

mittagsmenu
montags–freitags
inklusive vorspeise, getränk + kaffee
21.50 / 24.50

krug
die quartierbeiz

metzgergasse 28 sankt gallen 071 220 97 83 restaurantkrug.ch

Anton Pawlowitsch Tschechow schreibt im Taugenichts: «Sie waren sehr ernst und lächelten niemals; selbst in Possen mit Gesang spielten sie ohne den leisesten Humor, mit einem so geschäftsmäßigen Ausdruck, als wenn sie Buchhaltung trieben.»
Ödnis, Marter, Grimm: Das ist Buchhaltung. Kein Wunder, meiden frohe Menschen Passiven und Revisionen.
Frohe Menschen wie Iwán Alexándrowitsch Chlestakóff sagen indes: «Ich esse gern mal gut. Dafür lebt man ja doch schliesslich, um die Blüte des Daseins zu pflücken. Wie hieß doch noch der Fisch?».
Chlestakóff ist der Revisor im gleichnamigen Stück von Nikolai Wassiljewitsch Gogol. Ein Revisor – und doch ein froher Mensch? Lassen wir Tom Hodgkinson antworten, Hodgkinson hat Anleitungen für den Müssiggang und

büro

Handbücher für unternehmerische Bohemiens geschrieben. Er sagt: «Hört auf zu jammern! Kündigt eure Jobs, arbeitet frei oder in Teilzeit! Lernt ein Handwerk, gründet ein Geschäft, baut Gemüse an, zerschneidet eure Kreditkarten! Zieht aufs Land, wo alles billiger ist. Backt Brot, spielt Ukulele!» und «Haltet Ausschau nach einem guten Buchhalter!»

Coupon:

Ich bin zu faul
◯ diesen Coupon auszufüllen
◯ meine Buchhaltung zu machen
◯ meine Steuern zu erklären

Ich werde
◯ Bohemien
◯ Unternehmer*in
◯ Unternehmerische*r Bohemien

Name/Vorname
Strasse
PLZ Ort
Handy oder e-mail

Einsenden per Post oder Mail an: büro ö ag, Burggraben 27, 9000 St.Gallen oder büro ö gmbh, Oberer Werdbüchel 9, 9410 Heiden
www.b-oe.ch, info@b-oe.ch, Tel. 071 222 58 15

einfachkomplex.ch

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen
Tel. 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

«MIT FREUDE UND LESELEIDENSCHAFT FÜR EUCH DA!»

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!** (auch E-BOOKS)

Saiten Ostschweizer Kulturmagazin
301. Ausgabe,
Juni 2020,
27. Jahrgang,
erscheint monatlich

HERAUSGEBER
Verein Saiten, Verlag,
Frongartenstrasse 9,
Postfach 556,
9004 St.Gallen,
Tel. 071 222 30 66

REDAKTION
Corinne Riedener
Peter Surber
Roman Hertler
redaktion@saiten.ch

VERLAG/ANZEIGEN
Marc Jenny
Philip Stuber
verlag@saiten.ch

SEKRETARIAT
Irene Brodbeck
sekretariat@saiten.ch

KALENDER
Michael Felix Grieder
kalender@saiten.ch

GESTALTUNG
Samuel Bänziger
Larissa Kasper
Rosario Florio
Marco Rona
grafik@saiten.ch

KORREKTUR
Patricia Holder
Beate Rudolph

VEREINSVORSTAND
Gabriela Baumann
Zora Debrunner
Heidi Eisenhut
Christine Enz
Hanspeter Spörri
(Präsident)
Rubel Vetsch

VERTRIEB
8 days a week
Rubel Vetsch

DRUCK
Niedermann
Druck AG, St.Gallen

AUFLAGE
8400 Ex.

ANZEIGENTARIFE
siehe Mediadaten 2020

SAITEN BESTELLEN
Standardbeitrag
Fr. 85.–,
Unterstützungsbeitrag
Fr. 125.–, Gönnerbeitrag Fr. 350.–,
Patenschaft Fr. 1000.–
Tel. 071 222 30 66,
sekretariat@saiten.ch

INTERNET
www.saiten.ch

© 2020: Verein Saiten, St.Gallen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung.
Die Urheberrechte der Beiträge und Anzeigenentwürfe bleiben beim Verlag.
Keine Gewähr für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen.

Eigenverantwortung ist geil, Kollektivismus ist blöd. Dass diese wirtschaftsliberale Denke vor allem in guten Zeiten gilt, überrascht nicht. Weil – bei aller berechtigten Kritik gegenüber einem zu mächtigen Staat – viele dann doch plötzlich froh sind um staatliche Hilfe in schlechten Zeiten. Stichwort «Dividenden trotz Kurzarbeit»: Saiten hat im Mai gemeinsam mit Tsüri.ch und Bajour aus Basel recherchiert und nach Aktiengesellschaften gesucht, die trotz Corona-Kurzarbeit jetzt Geld regnen lassen an ihren GVs. Das ist auch in der Ostschweiz der Fall, zum Beispiel bei Lafarge-Holcim, Georg Fischer, Huber+Suhner, SFS. Und über ihre Regionalmedien indirekt auch bei der NZZ. Alle Texte dazu sind auf saiten.ch zu finden unter der Stichwortsuche «Dividenden trotz Kurzarbeit».

Rechtlich ist das safe, moralisch fragwürdig. Man könnte dieses Vorgehen auch als Schönwetter-Liberalismus bezeichnen. Wären die grossen Player wirklich so liberal, wie sie sich sonst gerne geben, würden sie ihre Corona-Probleme ohne Mutter Staat lösen, sprich auch keine Kurzarbeit beantragen, die ja von den Arbeitnehmenden und den Arbeitgebenden zusammen finanziert wird. Dann können sie Dividenden ausschütten, so viel sie wollen. Aber eben. (Mehr zu diesem Thema im Kommentar von Joel Widmer auf Seite 12.)

Hier im Heft schalten wir ein paar Gänge runter, zu den «kleinen Leuten». Freischaffende, Selbständige und Teilzeitangestellte wurden von der Pandemie bzw. dem Lockdown besonders hart getroffen, gerade auch in der Kultur, nachzulesen in unzähligen Medienberichten. Doch es gibt noch immer blinde Flecken: Wie geht es Ostschweizer Sans-Papiers in Pandemiezeiten? Wie sind Suchtkranke mit der Situation umgegangen? Was macht der Lockdown mit der Psyche? Wie gehen kleine Beizen mit den strengen, je nach Situation kaum umzusetzenden Hygienemassnahmen um? Was machen Kulturschaffende, die «locked» sind, hier und in Frankreich? Und, nicht zuletzt: Wie fühlt es sich an, wenn man innert weniger Stunden eingezogen wird, um mit der Sanitätstruppe in einem Tessiner Spital auszuhelfen? Ihnen allen ist dieses Heft gewidmet. Rolf Bossart liefert die Theorie dazu, Ramona Gschwend und Andrina Schmid haben die Corona-Stille fotografiert, Hannes Thalmann die Porträts zum Titelthema.

Ausserdem im Juni: die gedruckten Solothurner Literaturtage oder zumindest ein Teil davon, mit Texten von Zsuzsanna Gahse, Nora Gomringer und Dragica Rajčić Holzner. Corona-Interviews aus der Theaterzentrale und dem Kinok-Foyer. Eine Flaschenpost aus Südafrikas Studentenbuden. Ein Gespräch über China-Bashing und den Zustand der neuen Weltmacht. Und der Nachruf auf Filmemacher Dennis Ledergerber.

Nicht zu vergessen: Es gibt wieder einen Saitenkalender, zwar einen kleinen, aber immerhin. Die Museen der Region sind wieder offen. Was sonst kulturell noch vor dem Sommer in Gang kommt, wird erst klar sein, wenn dieses Heft gedruckt ist – nach dem Bundesratsentscheid vom 27. Mai. Alle Infos dann: auf saiten.ch.

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet: Andri Bösch, Rolf Bossart, Richard Butz, Sandra Cubranovic, Tine Edel, Florian Elliker, Farida Ferecli, Ramona Gschwend, Stefan Keller, Urs Oskar Keller, Julia Kubik, Charles Pfahlbauer jr., Niklaus Reichle, Harry Rosenbaum, Anna Rosenwasser, Jan Rutishauser, Andrina Schmid, Kristin Schmidt, Hannes Thalmann, Lisa Vilret, Joel Widmer, Soldat Zürcher, Sandro Zulian, Urs-Peter Zwingli und die Saiten-Redaktion.

6 Reaktionen
8 Redeplatz mit Lukas Hofstetter
9 Stimmrecht von Farida Ferecli
11 Nebenbei gay von Anna Rosenwasser
11 Warum? von Jan Rutishauser
12 Virenfrei I / II
13 In eigener Sache / Viel geklickt

14 Im Lockdown-Loch

«Militärkantine», «Weisses Kreuz», «Rössli» Mogelsberg: Ostschweizer Beizerinnen und Beizer in der Coronakrise. Von Andri Bösch 16

Menschen mit Suchterkrankungen: Wie haben sie den Lockdown erlebt? Gespräche in der Gassenküche. Von Roman Hertler 19

Im luftleeren Raum: Wenn Sans-Papiers auf einen Schlag ohne Arbeit, Lohn und Perspektive dastehen. Von Corinne Riedener 22

Stillgelegt: Die Bildstrecke von Ramona Gschwend und Andrina Schmid. 23

Im Teufelskreis des Virus: Das Kriseninterventionszentrum der St.Galler Psychiatrie in der Coronakrise. Von Corinne Riedener 30

Wir sind tapfer: Willi Häne, freischaffender Akkordeonist, hat der Lockdown hart getroffen, wie viele seiner Branche. Von Peter Surber 32

Tänzerin Lisa Vilret hätte Projekte in Frankreich und Zürich gehabt. Die Pandemiekrise erlebte sie in Marseille – samt Ausgangssperre. 34

Demokratie und Gesundheit: Reflexionen über Widersprüche, Machtkonstellationen und den Triumph der Gesundheitslogik mit und nach Corona. Von Rolf Bossart 36

Das Aufgebot der Schweizer Armee kam per SMS: Corona-Einsatz im Tessin! Soldat Zürcher hat ihn absolviert und sich ein Abzeichen verdient. Sein Bericht. 40

43 Perspektiven

Schwarz und weiss, Wand an Wand im Studenten-Wohnheim: Die Flaschenpost aus Bloemfontein, Südafrika. Von Niklaus Reichle und Florian Elliker 44

Prügelknabe China: Ein Gespräch mit dem Soziologen und China-Kenner Patrick Ziltener zum westlichen China-Bashing. Von Harry Rosenbaum 46

49 Kultur

Lesen trotz Lockdown: Eine analoge Nachlese der Solothurner Literaturtage mit Texten von Nora Gomringer, Dragica Rajčić Holzner und Zsuzsanna Gahse. 50

Ein persönlicher Nachruf auf den St.Galler Filmer Dennis Ledergerber, Regisseur von *Himmelfahrtskommando*. Von Sandro Zulian 54

In der Warteschlaufe: Sandra Meier, die Leiterin des St.Galler Kinok, über das Pantoffelkinok und den Lockdown der Filmbranche. Von Corinne Riedener 56

Vom Nicht-Theater zu neuen Formaten: Das Corona-Interview mit dem St.Galler Schauspieldirektor Jonas Knecht. Von Peter Surber 58

Der «happy somebody»: Larry Peter, Künstler und Wortspieler, wird zum Achtzigsten mit Buch und Ausstellung gefeiert. Von Richard Butz 62

Sie malen weiter: Das Kunstmuseum Thurgau zeigt Werke von Rachel Lumsden, Almira Medaric, Heike Müller, Olga Titus und anderen. Von Kristin Schmidt 63

Flecken auf der Blumenpracht: Vor 75 Jahren, nach Kriegsende kamen einstige KZ-Häftlinge zur Erholung auf die Insel Mainau. Ein Blick zurück. Von Urs Oskar Keller 64

Der Schlüssel zur Kunst: Die Schule für Gestaltung startet mit neuem Konzept in den Studiengang Bildende Kunst. Von Sandra Cubranovic 66

Kulturparcours: Theater über Rudolf Steiner, musikalische Duelle am Stoss, die Bilder ein Jahr nach dem Frauenstreik. 67

70 Kalender
77 Kiosk
79 Kellers Geschichten
81 Pfahlbauer
83 Comic von Julia Kubik

Nr. 300, Mai 2020

Vielen Dank für das spannende Thema im Heft Nr. 300 und die vielfältigen Perspektiven darauf. Wir müssen uns meiner Ansicht nach vergegenwärtigen, dass der sogenannte Generationenkonflikt ein mit neoliberaler Ideologie aufgeladener Begriff ist. Es hat nichts Progressives und Solidarisches, wenn die Debatte auf eine Schuldfrage reduziert wird (siehe Artikel «Politikverdrossenheit: Das ist kein Jugendproblem»). Im Gegenteil erfolgt so eine Verschiebung der Perspektive von den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen auf die Vereinzelung von Problemlagen, was mitunter unmenschliche Dimensionen annehmen kann. Ein Beispiel dafür ist der grüne (!) Oberbürgermeister von Tübingen Boris Palmer mit seiner Äusserung, dass in Deutschland möglicherweise Menschen gerettet werden, die in einem halben Jahr sowieso tot wären, aufgrund ihres Alters und ihrer Vorerkrankung. Gewisse Menschengruppen sind also entbehrlich, wenn es um die Lockerungen der Infektionsschutzmassnahmen geht. Auch in der Schweiz rät beispielsweise der Ökonom Reiner Eichenberger, mehr Tote in Kauf zu nehmen, um die junge Generation von wirtschaftlich Produktiven nicht zu belasten.

Dieses Argumentieren in ökonomischen Kategorien ist nicht nur höchst problematisch, damit werden auch essenzielle, gesellschaftliche Fragen, wie jene nach einer gerechten Verteilung von Vermögen oder der Reduktion von sozialer Ungleichheit verunmöglicht und die Debatte auf sogenannt realpolitische Lösungsvorschläge von rechts reduziert, wie die Privatisierung der Altersrente oder dem Ruf nach Sparpaketen, die massive soziale Folgen haben werden.

Wie von Stefan Paulus und Axel Pohl richtigerweise festgestellt, verläuft der Graben nicht zwischen Alt und Jung, sondern zwischen oben und unten. Es braucht den kritischen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Und es braucht eine politische Solidarität, die über vielleicht gut gemeinte, aber kurzfristige Nachbarschaftshilfe und erst recht über polemische, diskriminierende Verkürzungen wie «Ok, Boomer» hinausgeht. Ansonsten spielen wir mit der so geführten Debatte des Generationenkonflikts der neoliberalen Ideologie in die Hände.

Thiemo Legatis

Tolles Heft, habe jedes Wort gelesen!

Cécile Rose Federer

Schön geschrieben – jedoch wird ausser Acht gelassen, dass auch die Boomer-Väter Opfer ihrer Zeit sind. Da musste man den Vater noch siezen und statt Respekt hatte man Ehrfurcht.FURCHT. Dass deine Generation Mann nun eher Gefühle zulassen will und kann, ist AUCH denjenigen Boomer-Vätern zu verdanken, die es besser machen wollten als ihr alter Herr.

Angie auf saiten.ch zum Beitrag *«Danke, Boomer-Väter!»*

Sehr geehrte Frau
Dr. Schutzbach,
Ich möchte mich bedanken für Ihren Essay «Antifeminismus macht rechte Positionen gesellschaftsfähig» im Heft «Saiten». So konzis formuliert und so griffig eingeordnet habe ich zu diesem Thema nur selten Beiträge lesen können. Stellt Ihr Text den Intellekt zufrieden und reichert er das Argumentarium an, so nährt er eben auch das politische Herz. Also: vielen Dank! Aber wir geben nicht auf und nicht nach, nicht wahr!
Mit herzlichem Gruss aus Chur!

Jost Auf der Maur

Es ist peinlich. Wer einen Blick in unser Mobilitätskonzept wirft, merkt ziemlich schnell, dass der Stadtrat schlicht nicht gewillt ist, die dort formulierten Ziele auch umzusetzen. Dort steht: Verkehr vermeiden: (Ziel: Reduktion der Anzahl Wege um 10%) Verkehr verlagern: (Ziel: Anzahl Wege beim ÖV erhöhen um 50%, beim Fussverkehr um einen Drittel und die Anzahl Wege beim Veloverkehr verdoppeln)

Marcel Baur auf Facebook zum Beitrag *«Stadt sagt Ja, aber zur Veloförderung»*

Das nenne ich Aufklärung und damit gute journalistische Arbeit. Ich habe das Argument Dividendenzahlungen pro Pensionskassen ebenfalls aufgenommen und in diesem Sinne bürgerlich vertreten. Ich revidiere meine Meinung. Auch ohne Pensionskassenfrage hätte ich mir jedoch einen konstruktiveren Umgang mit den Dividendenzahlungen gewünscht (Reduktion und Einlagen in Fonds für Härtefälle). Noch immer scheint die gesellschaftlich-soziale Bedeutung von Unternehmen (Wirtschaft ist der Backbone der Gesellschaft) bei den Unternehmern nicht vollumfänglich angekommen zu sein. Schade.

Heinz Mauch-Züger auf saiten.ch zum Beitrag *«Als Pensionskasse sind wir nicht auf Dividenden angewiesen»*

Bitte einfach nicht vergessen, dass Kurzarbeitsgeld nicht vom Steuerzahler kommt, sondern Versicherungsgeld ist, welches Arbeitnehmer und Arbeitgeber einzahlen, also kein Almosen ist.

René Bösch auf saiten.ch zum Beitrag *«Als Pensionskasse sind wir nicht auf Dividenden angewiesen»*

GRÜNE
KANTON ST.GALLEN

Die Klimapartei, die Partei der sozialen Gerechtigkeit, der Demokratie und der Vielfalt sucht per 1. August oder nach Vereinbarung eine*n

POLITISCHE*N SEKRETÄR*IN

(50 BIS 60 %)

- Betreuung der Mitglieder, Fraktion und Sektionen
- Organisieren von Anlässen und Kampagnen
- Kommunikation und Medienarbeit
- Politische Recherchearbeit
- Mitarbeit bei der Weiterentwicklung der Partei

Wir erwarten

- Identifikation mit grüner Politik
- Selbständigkeit, Teamfähigkeit, Eigeninitiative
- Administratives und organisatorisches Flair

Detaillierte Ausschreibung unter www.gruene-sg.ch/stelle

Wir freuen uns auf deine elektronische Bewerbung bis am 5. Juni an sekretariat@gruene-sg.ch. Vorstellungsgespräche finden am 11. Juni (abends) und am 12. Juni (nachmittags) in St.Gallen statt.

Kontakt: Daniel Bosshard, Tel. 079 846 63 98.

f

wie Ferienkurse

und viele weitere
Öffentliche Kurse 2020
gbssg.ch

Jetzt anmelden! Neue Kurse

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

«Wenn eine zweite Welle kommt, wird es für viele Clubs eng»

Lukas Hofstetter ist Kulturveranstalter und engagiert sich im Verein Nacht Gallen für das St.Galler Nachtleben. Er wünscht sich, dass auch Clubs und DJs als Kultur wahrgenommen werden.
Interview: Urs-Peter Zwingli, Bild: Ladina Bischof

Lukas Hofstetter

Der St.Galler Verein Nacht Gallen hat während des Lockdowns politische Forderungen gestellt und auf seiner Webseite regelmässig die neusten Entwicklungen kommentiert. War diese aktive Kommunikation nötig, um politischen Druck aufzubauen?

Lukas Hofstetter: Wir sind Mitglied der Schweizer Bar und Club Kommission. So konnten wir gemeinsam mit Gastro Suisse Vorschläge einbringen zu den Lockerungsmassnahmen für Gastro- und Kulturbetriebe. Von den Behörden wurden wir grundsätzlich gut und schnell über aktuelle Entscheide informiert. Dennoch sind viele Veranstalter von der Politik enttäuscht. So erhalten beispielsweise Clubbetreiber in der Schweiz keine Ausfallentschädigungen, wie sie etwa Kulturbetriebe bekommen. Dabei sind Clubs und DJs für das städtische Kulturleben genauso wichtig wie Konzertlokale oder das Theater. Die einzige Ausnahme ist die Stadt Zürich. Sie unterstützt die lokale Clubkultur mit Entschädigungen.

Auch die Stadt St.Gallen ist der Gastro- und Kulturszene entgegengekommen. So dürfen Gartenbeizen den öffentlichen Boden nutzen, um ihre Stühle und Tische mit genug Abstand zu platzieren.

Wir von Nacht Gallen haben uns über das schnelle und unbürokratische Handeln des Stadtrates gefreut. Aber wir vermissen in dieser Ausnahmesituation auch den nötigen Mut, noch einen Schritt weiter zu gehen. Es dürfen nämlich nur Betriebe den öffentlichen Raum nutzen, welche schon eine Bewilligung für eine Aussenbestuhlung haben. Viele kleine Betriebe profitieren also nicht von der neuen Regelung. Wir hätten uns gewünscht, dass dort, wo es räumlich möglich ist, alle Gastro- und Kulturbetriebe ihre komplette Bestuhlung nach draussen verschieben können. Dass kleinere Betriebe sich so ein Einkommen sichern könnten, wäre auch für das Kulturleben wichtig. Denn in St.Gallen haben Bars in den letzten Jahren immer mehr die Rolle von Clubs übernommen. Orte wie Tankstell, Baracca, Oya, Südbar oder Affekt machen immer wieder Veranstaltungen mit DJs oder Live-Konzerte im kleinen Rahmen.

Wie ist die Stimmung in der lokalen Kultur- und Gastroszene?

Es herrscht weiterhin die grosse Ungewissheit, die uns seit Monaten belastet. Insbesondere grössere Clubs und Lokale mit Angestellten kommen immer mehr unter Druck. Ich weiss von vielen Betrieben, die keinen Notkredit aufgenommen haben. Die Gewinne in der Szene sind in der Regel so klein, dass kaum ein Betrieb diese Kredite jemals zurückzahlen könnte. Viele leben derzeit also von ihren knappen Reserven. Wenn diese Situation sich bis im Herbst nicht bessert oder eine zweite Coronawelle kommt, wird es für viele Clubs und Bars in der Stadt eng. Auch eine Wiedereröffnung der Nachtlokale ist nicht einfach unproblematisch. Wenn sie mit einer starken Reduktion der Besucherkapazitäten verbunden wäre, wäre der Betrieb kaum rentabel. Gleichzeitig könnte dann keine Kurzarbeitsentschädigung mehr bezogen werden.

Eine grosse Belastung sind auch die Mieten. Das nationale Parlament hat es nicht geschafft, verbindliche Mieterlasse durchzusetzen. Was sagen Sie dazu?

Das Verhalten des Parlaments ist enttäuschend. Nicht nur Betriebe des Nachtlebens, sondern auch andere Schweizer KMUs wären dringend auf diesen Erlass angewiesen. In St.Gallen haben wir die Erfahrung gemacht, dass private Vermieter schnell zu Gesprächen bereit waren und Mietreduktionen gewährt haben. Die grossen Immobilienbesitzer wie Versicherungen und Pensionskassen haben bisher aber kaum mit sich reden lassen.

Sie veranstalten jeweils im Sommer das Kulturfestival im Innenhof des Historischen und Völkerkundemuseums. Anders als viele Festivals von vergleichbarer Grösse ist das Kulturfestival noch nicht definitiv abgesagt.

Wir haben noch eine kleine Resthoffnung. Alles hängt vom Entscheid des Bundesrates am 27. Mai zu Veranstaltungen mit weniger als 1000 Personen ab. Das Bedürfnis unserer Besucherinnen und Besucher wäre im Sommer sicher da. Es gibt kaum Kulturangebote, die Fussball-EM wurde verschoben, weite Reisen sind nicht möglich. Aber eine Durchführung des Festivals mit strengen Vorschriften zu Social Distancing, das heisst etwa mit Bestuhlung und deutlich weniger Besuchern, wäre aus finanziellen Gründen nicht möglich.

Sie sind selbständiger Kulturveranstalter. Wie arbeiten Sie in einer Zeit, in der nicht mehr als fünf Menschen an einem Ort zusammenkommen dürfen?

Ich habe eher mehr zu tun als vorher, weil man für jede Veranstaltung einen Plan A, B und C machen muss. Den Herbst bereite ich unverändert vor. Das ist einerseits wichtig, damit ich bereit bin und es ein Kulturprogramm gibt, wenn es dann wieder losgehen sollte. Es ist aber auch wichtig für die Künstlerinnen und Künstler, wieder Auftritte zu bekommen.

Lukas Hofstetter, 1979, ist Vorstandsmitglied des Vereins Nacht Gallen. Er führt die Agentur Gapevents, die unter anderem das St.Galler Kulturfestival sowie schweizweit Poetry Slams organisiert.

Kulturgewebe

Aserbaidschan ist bekannt als Land des Öls und des Erdgases. Sie machen den Grossteil der nationalen Wirtschaft aus. Doch Aserbaidschan blickt auch auf eine lange Tradition der Teppicherstellung zurück. Die letzten Jahrzehnte hat sie wie im Schlaf verbracht, aber nun ist das alte Handwerk erwacht. Heute arbeiten wieder mehr als 2000 Menschen in der Teppichproduktion.

Der Ursprung der Teppichweberei in Aserbaidschan geht bis auf Bronzezeit zurück. Archäologische Funde und schriftliche Quellen belegen, dass hier bereits im 2. Jahrtausend vor Christus verschiedene Erzeugnisse aus dem Teppichgewebe hergestellt wurden. In vielen Chroniken und historischen europäischen Reisebeschreibungen wurde festgehalten, dass Aserbaidschan im Mittelalter zu den bedeutendsten Zentren dieser Handwerkskunst im ganzen Orient gehörte.

Im Laufe der Jahrhunderte bildeten sich in Aserbaidschan auch eigene Teppichschulen, deren Namen auf die jeweiligen Landesregionen zurückzuführen sind. Sie heissen Quba, Schirvan, Baku, Gändschä, Qazach, Qarabagh, Nachtschivan oder Täbriz – Namen wie aus tausendundeiner Nacht.

Farida Ferecli, 1988, ist in Sumqayıt in Aserbaidschan aufgewachsen und 2015 in die Schweiz gekommen. Sie hat Chemie und Ökologie studiert und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Wittenbach.

design
karrieren

HF Schule für Gestaltung
Infoanlass: 21.10.2020

Jetzt anmelden!

gbs sg.ch

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

DAS BROT AUS DEM HOLZOFEN. DAS GEMÜSE VOM HOF. DAS FLEISCH AUS DER REGION UND DAS BIER AUS DER BIERGARAGE.

BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFAKTUR

Carl Spitzweg, *Der arme Poet* (Detail), 1838, Privatbesitz

Kunst Museum Winterthur
Reinhart am Stadtgarten

Carl Spitzweg

29.2.–6.9.2020

Verlängert bis 6.9.2020

Lesbensex, Zwinkersmiley

Eigentlich würde ich gern mal über Sex schreiben, weil Sex nice ist, aber ich muss irgendwie immer über Sex schreiben, weil ich mit irgendwas nicht einverstanden bin. Nicht mit meinem eigenen, alles bestens, danke der Nachfrage. Aber genau um dieses Nachfragen geht es.

Ich sass in der zweiten Reihe einer wöchentlichen Diskussionssendung, es ging um Politik, und ich vertrat die Lesben. Das war alles sehr erwachsen – ich meine, ich trug einen Blazer! Unironisch! –, vor mir diskutierte eine Bundesrätin, links von mir ein Nationalrat und rechts von mir, wortwörtlich höhö, der Präsi der Jungen SVP. Weil es in diesem modernen Land noch immer normal ist, dass wir darüber diskutieren müssen, ob wir Homos Menschenrechte verdient haben.

Danach gab es Apéro für alle, von den Diskutierenden bis zu den Schulklassen, die im Publikum gesessen hatten. Als ich am Buffet vergebens nach Tee suchte, stellte sich ein Junge vor mir auf. Er hielt sich an seinem Sektglas fest, vermutlich dem zweiten.

«Ich habe eine Frage», sagte er dann. Das wusste ich. Ich wusste auch, dass sie nicht Menschenrechte betraf. Nicht mal rechte Menschen. Was jetzt kam, war eine Zwinkersmiley-Frage. Als geoutete Frau spürst du, wenn sich eine Zwinkersmiley-Frage anbahnt.

«Wie habt ihr eigentlich Sex?», fragte der junge Mann, während sich seine Wangen eher kommunistisch färbten. Die Königin der Zwinkersmiley-Fragen.

Ich bin also nicht mehr erstaunt. Aber jedes Mal aufs Neue hässig. Nicht auf den fremden Teenager, sondern auf alles, was dazu führt, dass er diese Frage stellen muss. Und zwar mir; den SVP-Politiker hat er ja ziemlich sicher (und hoffentlich) nicht gefragt, wie er und seine Frau Sex haben. Uns, den queeren Frauen, stellt man diese Frage. Lallend nachts auf der Strasse, tagsüber in Random-Pausengesprächen oder nach einer politischen TV-Diskussion.

Mit meiner Reaktion muss ich über Konzeptionen von Sex schimpfen, richtigstellen, korrigieren. Als wäre Sex ein Schulfach und ich die Lehrerin. Während Sex in der Realität ja eben viel zu wenig thematisiert wird in den Schulen! Keine Lesbe schuldet der Welt eine Erklärung von Lesbensex. Aber die Welt hat genau das bitter nötig: Aufklärung über Lesbensex.

Der Junge nahm einen Schluck aus seinem Sektglas. Ich nahm keinen Schluck Tee, weil es keinen gab. Entschied mich dann für eine der möglichen Antworten. In einer idealen Welt hätte der Junge nie nachfragen müssen. Weil er in der Schule, in den Medien, im Gespräch mit Freund*innen den Antwortmöglichkeiten schon begegnet wäre. Dass dies noch nicht der Fall ist, ist eben auch politisch – und gehört, wenn wir es genau nehmen, nicht nur in den Apéro, sondern auch vor die Kamera. Mein Blazer steht bereit. Zwinkersmiley.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet für die Lesbenorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

¿Dónde está la biblioteca?

Während dem Lockdown vermisste ich am meisten die Bibliothek. Normalerweise ein Fixpunkt in meinem Leben und wie sich herausstellte, leider ein typischer Fall von: «Erst wissen was man hatte, wenn es weg ist.» (Eine Weisheit, welche ganz allgemein gilt, aber speziell bei Biopsien.)

Ich liebe die Bibliothek. Daher erstaunt es mich, dass in meinem Heimatkanton Thurgau* nicht einmal zehn Prozent der Bevölkerung eine Bibliothek benutzen. Warum?!

Die Bibliothek ist doch so viel mehr als nur eine Lagerhalle für totes Baummaterial. Sie ist Kulturveranstaltungsraum, Saiten-Bezugsquelle sowie Begegnungsort. Und nicht nur für Menschen, von denen ich weiss, dass sie mindestens eines mit mir gemeinsam haben: den Wunsch nach Gratis-WiFi.

Nein, sie ist auch ein Ort, wo ich auf Ideen und Bücher treffe, die mir ein Amazon-Algorithmus niemals vorgeschlagen hätte. In der Bibliothek finde ich unter demselben Dach Kochbücher und *Das Schweigen der Lämmer*, Science Fiction und Fictional Science (aka Esoterik) sowie hochstehende Literatur und solche, welche ich auch ohne Leiter erreiche.

Eine Bibliotheksmitgliedschaft lohnt sich schon alleine deswegen, weil man für nur 30 Franken pro Jahr eine ganze Belegschaft kriegt, welche die Bücher FÜR DICH wieder ins Regal stellt. UND auch noch an die RICHTIGE Stelle!

Was bekommt man heute sonst noch für 30 Franken? Ein Buch. Manchmal nicht mal das!

Bibliotheken sind gut für die seelische Verfassung: Das richtige Buch zur richtigen Zeit erspart einem viel Leid, denn es verhindert, dass man im öffentlichen Verkehr angesprochen wird. Dazu empfehle ich folgende (und real existierende) Bücher:

Knitting with Dog Hair – Better a Sweater from a Dog You Know and Love Than from a Sheep You'll Never Meet

Gedankenlesen durch Schneckenstreicheln

Cooking with Poo

Abgesehen davon kann man auch als Analphabet in einer Bibliothek Spass haben. Einfach an der Ausleihtheke ganz cool sagen: «Chönnd Sie mir das als Gschenk iipacke?»

Ich liebe die Bibliothek und es ist mein Traum, irgendwann mal mein eigenes Buch in der Bibliothek zu erspähen. Auch wenn ich es selber hineinschmuggeln muss.

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing. * Nichts gegen den Thurgau, es ist tatsächlich so, dass ich nur dort Zahlen zur Bibliotheksbenutzung gefunden habe.

Erobert den öffentlichen Raum!

Krisen haben es an sich, dass Nachrichten selten in ein simples «Gut oder schlecht»-Schema passen. Das galt im Mai auch für die Botschaft, dass der Bundesrat die Unterstützung des Kultursektors bis zum 20. September verlängert. Vier Monate mehr, um Pandemie-Ausfälle geltend zu machen: Das ist einerseits gut für all jene Kulturschaffenden, die weiterhin gezwungenermassen «locked» sind – gerade jagten sich wieder die Absagen: die St.Galler Festspiele, die Literaturtage Leukerbad etc. Aber andrerseits tut es genau da weh: Läden, Beizen, Ferienreisende, Industrie haben seit dem 11. Mai wieder eine Perspektive – die Kultur (mit Ausnahme der Museen und Bibliotheken) weiterhin nicht. Obwohl man, wie die WOZ schrieb, durchaus behaupten könnte, «dass Kultur systemrelevanter ist als Billigflüge».

Am 27. Mai, nach Redaktionsschluss dieses Hefts, wollte der Bundesrat über weitere Lockerungen entscheiden. Vorderhand kann man die Häuser mit Gastro beneiden, die Eisenbeiz in Frauenfeld oder die Grabenbeiz in St.Gallen: Ein Prost auf die Wiedergeburt der Kultur aus dem Geist der Restauration!

Auch die Strasse gehört den Beizen. Sie dürfen dank Corona neu auch auf öffentlichem Grund ihre Tische und Stühle ausbreiten. Das hilft, Abstand unter den Gästen zu halten, und verhindert praktischerweise gleich auch andere, weniger rentable Gassenaktivitäten. Zum Beispiel Demos: Die Grossdemonstrationen der Bewegung Fridays for Future vom 15. Mai blieben verboten. Den kreativen Ausweg haben die Klimajugendlichen zwar gefunden: Punkt 11.59 Uhr wurde mit Transparenten und Lärminstrumenten aus Fenstern und Terrassen herab manifestiert. Viel mehr als Ersatz war das nicht. Umso mehr muss nach Corona gelten, was schon vorher galt: Der öffentliche Raum darf nicht kommerzialisiert und domestiziert werden. Er gehört allen – inklusive den selbsternannten «Coronarebellen» und ihren teils ernsthaft besorgten, teils krud verschwörungstheoretischen Parolen.

Zuständig für Rückeroberungen, für Verwandlungen und Aneignungen aller Art ist bekanntlich die Kunst. Wenn die Säle zu bleiben, müssen Strassen und Plätze und Parks aufgehen – und Köpfe. Theater und Konzerthäuser sollten nicht warten, bis ihre Räume wieder virenfrei bespielbar sind, kritisierte der St.Galler Theatermacher Milo Rau Mitte Mai und propagiert mit seiner «School of Resistance» neue Formen einer «aktivistischen Kunst».

Streaming aus der guten Stube war gestern – Saiten freut sich auf einen kultursprühenden, aktivistischen Gassensommer. (Peter Surber)

Kurzsichtig bei Kurzarbeit

Die Linken wollen einen grossen Staat, die Bürgerlichen einen kleinen. So wird es oft gesagt, doch so einfach ist es nicht. Das zeigt sich gerade in Krisenzeiten deutlich. Man müsste eher sagen: Alle wollen einen finanzstarken Staat, damit die eigene Klientel davon profitieren kann.

Was haben die Bürgerlichen doch in den letzten Wochen mit vollen Händen staatliches Geld ausgegeben – für Tourismusförderung, Sportclubs und andere Unternehmen, auch für Kultur. Nicht, dass dies in der Krise falsch wäre. Es entlarvt einfach die grossen ideologischen Sätze von FDP- und SVP-Politikern als Sonntagsreden.

Besonders offensichtlich ist das Implodieren eigener Grundsätze bei den Freisinnigen. So hat der Nidwaldner FDP-Ständerat und Verwaltungsratspräsident Hans Wicki mit den Titlis-Bergbahnen gleich vom erstmöglichen Tag an für die gesamte Belegschaft zu hundert Prozent Kurzarbeit angemeldet. Er lässt sich also den Betrieb durch die Krise subventionieren und zahlt trotzdem den Aktionären eine Dividende. Und sogar der Zürcher Vorzeige-FDP-Unternehmer Ruedi Noser hat für einige Mitarbeiter Kurzarbeit angemeldet. Dividenden werde er dennoch auszahlen, weil er diese zum Zahlen der Steuern brauche, sagt Noser in einem Interview mit tsri.ch.

Wo bleiben da die liberalen Grundsätze wie Eigenverantwortung und Gemeinsinn? Und was ist die Konsequenz, wenn Unternehmen wie Wickis Titlis-Bahnen trotz zu verteilendem Gewinn sofort zum Staat rennen? Das Resultat sind steigende Steuern und Abgaben. Etwas, das der Freisinn immer heftig kritisiert.

Hier ist ein kleiner Einschub nötig, da in der Dividenden-Debatte viele darauf hinweisen, Kurzarbeit sei eine Versicherung, für die man als Unternehmen einbezahlt habe. Das stimmt in normalen Zeiten. Doch im Corona-Jahr 2020 wird das Kurzarbeitsgeld mit bis zu 20 Milliarden Franken fast vollständig aus der Bundeskasse und damit aus Steuergeldern finanziert werden. Denn die jährlichen Einnahmen der Arbeitslosenkasse von rund 6 Milliarden und die Rücklagen von gut einer Milliarde Franken würden nirgends hinreichen und werden wohl durch die steigende Arbeitslosigkeit aufgebraucht. Eine Erhöhung der ALV-Abgaben will der Bund vermeiden, da dies die wirtschaftliche Krise verschärfen würde. Daher die Subventionierung aus Steuergeld.

Warum rennen aber die sonst so liberalen Unternehmer nun so schnell zum Staat? Wirtschaftlicher Egoismus und Profitgier sind halt doch stärker, als der Vorsatz der liberalen Eigenverantwortung. Aus Angst, man verliere einen Wettbewerbsvorteil, weil die Konkurrenz profitgierig ist und Kurzarbeitsgeld bezieht, stösst man die eigenen Grundsätze über die Klippe der Krisenwirtschaft. Und dann versucht man die Schuld anderen zuzuschieben: So ärgerte sich Noser im besagten Interview, der Bundesrat habe die Firmen ja eingeladen, Hilfe zu beantragen.

Aber ein echter Liberaler könnte sich auch die Freiheit herausnehmen, auf eine Subvention zu verzichten – selbst wenn er darauf Anspruch hätte. Und wenn er sich diese Freiheit nicht nimmt, sollte er zumindest künftig nicht behaupten, nur die Sozialhilfeempfängerinnen und IV-Rentner seien schuld an hohen Steuern. (Joel Widmer)

Vom Konsulat in die Hauptpost

Im Januar 2017 hat die Geschichte angefangen, Ende Juni 2020 geht sie nach dreieinhalb Jahren zu Ende: die Geschichte des Kulturkonsulats an der Frongartenstrasse 9 in St.Gallen. Hier im ehemaligen italienischen Konsulat, das seit 2014 leerstand, konnten Verlag und Redaktion von Saiten, der Kunstraum Nextex, die Gaffa Boys, der Kunstkiosk und diverse andere Kulturschaffende ihre Büros und Ateliers einrichten. Die Ärzteausgleichskasse Medisuisse als Besitzerin des Gebäudes hatte die Zwischennutzung möglich gemacht; vorerst auf ein Jahr befristet, wurde sie seither mehrfach verlängert – unter anderem musste ein Sondernutzungsplan erstellt werden, weil der geplante Neubau sechs- statt bisher fünfgeschossig wird.

Das alte Konsulat und eine Visualisierung des Neubaus:

«Kulturförderung bedeutet nicht nur, Gelder zu verteilen, sondern auch Möglichkeiten zu eröffnen – besonders Räume.» Das hatte vor der Eröffnung Ende 2016 Kristin Schmidt von der Kulturförderung der Stadt gesagt; ihr Amt hatte die Zwischennutzung vermittelt und hoffte auf «einen offenen Ort mit verschiedenen Sparten». «Das Konsulat könnte eine Art Hotspot werden – vielleicht sogar mit Vorbildcharakter», fand damals auch Angela Kuratli vom Nextex. Tatsächlich hat das Konsulat in dieser Zeit allerhand wuslige Aktivitäten in die Innenstadt gebracht. Mit der Beispielhaftigkeit des Projekts ist es allerdings nicht so weit her; ähnliche Initiativen sind bisher jedenfalls nicht entstanden. Das Konsulat wird noch zu würdigen sein, in der nächsten Ausgabe von Saiten. Vorerst die Information: Saiten ist vom 1. Juli an in einem zumindest wiederum vielversprechenden Kultur-Umfeld zu finden, im vierten Stock der Hauptpost an der Adresse Bahnhofplatz 5, 9000 St.Gallen, im Bild die künftige Aussicht. Ob es ein Abbruchfest im Konsulat gibt, hängt von Corona ab.

Saiten zur Probe – Kultur in der Blackbox

Diese Ausgabe erscheint erneut in einer Grossauflage. Der Anlass: Saiten verschenkt mehr als 3000 Probeabos, weil weiterhin viele Kulturinstitutionen und damit Auflageorte des Magazins ausser Gefecht sind. Und, ebenfalls als Reaktion auf den Lockdown, gibt es online seit März die Rubrik «Blackbox». Sie macht eine virtuelle Bühne auf für Texte, Bilder, Töne und anderes, was coronabedingt nicht stattfinden konnte und vermutlich noch eine Weile lang nicht stattfinden kann: *saiten.ch/category/blackbox/*

Das Thema Kurzarbeit und Dividenden hat in den vergangenen Wochen einige Schlagzeilen gemacht. Stimmen wie Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann finden zwar, solches sei zur Zeit nebensächlich, es gehe jetzt darum, die Arbeitsplätze zu erhalten. Dennoch bleibt die moralische Frage nach der Richtigkeit, Gewinne zu privatisieren und beim Staat Gelder für Kurzarbeit einzustreichen. Saiten hat sich dem Thema in einer Gemeinschaftsrecherche mit Bajour und Tsüri.ch früh gewidmet. Daraus resultierten mehrere Artikel, zuletzt ein Stück von Joel Widmer über die Pensionskassen, die angeben, nicht auf Dividenden angewiesen zu sein, wie von der Wirtschaft in dieser Debatte oft behauptet. Mehr dazu inklusive Links zu den allen Texten: *tinyurl.com/dividenden*

Behauptet wird auch an der Zürcher Falkenstrasse gern. NZZ-Verwaltungsratspräsident Etienne Jornod schrieb im April, die NZZ-Mediengruppe setze ihren strategischen Fokus auf Qualitätsjournalismus und Wachstum im Nutzermarkt. Dies gilt allerdings höchstens für die NZZ selber, nicht aber für die einstigen NZZ-Regionalmedien wie das «St.Galler Tagblatt» oder die «Neue Luzerner Zeitung». Die Regionalblätter dienen dem Flaggschiff des Medienkonzerns seit Jahrzehnten als Cash-Cows. Auch jetzt, wo die Regionaltitel unter CH Media-Flagge segeln, geht die Millionen-Abzüglete nach Zürich weiter. Wies kommt, hat uns ein Publikumsaktionär aus Zug erzählt. Mehr dazu: *saiten.ch/zuerich-schroepft-weiter*

Als wäre die Situation für die Kultur nicht schon schlimm genug, hat die SVP im Bundesparlament medienwirksam die Streichung der Corona-Soforthilfe und Ausfallentschädigungen für Kulturschaffende beantragt. Immerhin, sie ist mit dem Vorhaben grandios gescheitert. Anja Tobler, Schauspielerin am Theater St.Gallen, wollte den SVP-Angriff gegen die Kultur nicht auf sich beruhen lassen und hat einen Offenen Brief an die St.Galler SVP-Vertreter im Bundeshaus verfasst, den über 120 Kulturschaffende mitunterzeichnet haben. Mehr dazu: *saiten.ch/kulturszene-schlaegt-alarm*

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

«Militärkantine», «Weisses Kreuz», «Rössli» Mogelsberg: Ostschweizer Beizerinnen und Beizer in der Coronakrise. Von Andri Bösch 16	Menschen mit Suchterkrankungen: Wie haben sie den Lockdown erlebt? Gespräche in der Gassenküche. Von Roman Hertler 19	Im luftleeren Raum: Wenn Sans-Papiers auf einen Schlag ohne Arbeit, Lohn und Perspektive dastehen. Von Corinne Riedener 22
Stillgelegt: Die Bildstrecke von Ramona Gschwend und Andrina Schmid. 23	Im Teufelskreis des Virus: Das Kriseninterventionszentrum der St.Galler Psychiatrie in der Coronakrise. Von Corinne Riedener 30	Wir sind tapfer: Willi Häne, freischaffender Akkordeonist, hat der Lockdown hart getroffen, wie viele seiner Branche. Von Peter Surber 32
Tänzerin Lisa Vilret hätte Projekte in Frankreich und Zürich gehabt. Die Pandemiekrise erlebte sie in Marseille – samt Ausgangssperre. 34	Demokratie und Gesundheit: Reflexionen über Widersprüche, Machtkonstellationen und den Triumph der Gesundheitslogik mit und nach Corona. Von Rolf Bossart 36	Das Aufgebot der Schweizer Armee kam per SMS: Corona-Einsatz im Tessin! Soldat Zürcher hat ihn absolviert und sich ein Abzeichen verdient. Sein Bericht. 40

Im Lockdown-Loch

Die Bilder auf dem Cover, hier nebenan und auf den Seiten 22 bis 29 bilden eine Serie mit dem Titel «What we see while standing still». Das Projekt der Fotografinnen Ramona Gschwend und Andrina Schmid zeigt ihre Perspektive auf den Lockdown. Ramona, 1994 und Andrina, 1997 studieren im Bachelor Design – Trends & Identity an der ZHdK in Zürich.

«Es ist, wie es ist»

«Militärkantine», «Weisses Kreuz», «Rössli» Mogelsberg: drei Beizen in Zeiten der Coronapandemie. Eine Rundreise zwischen Kurzarbeit, der Hoffnung auf Normalisierung, Trennwänden aus Kork und Warnungen davor, so schnell wie möglich wieder «Umsatz zu bolzen». Von Andri Bösch (Text und Bilder)

Die Beizen des Landes sind geschlossen. Keine einzige Kneipe, um gemeinsam zu sein im öffentlichen Raum. Hat es das jemals gegeben in der Geschichte? Das frage ich mich, als an jenem Montag, 16. März der Lockdown der Schweiz verkündet wird. Am gleichen Abend fliege ich windeseilig in den «Schwarzen Engel», wo ich im Kollektiv mitarbeite. Ein letztes Mal Znachtessen, sofort den Antrag für Kurzarbeit ausfüllen und ab damit auf die Post. Ich präge mir das Bild des leuchtenden Engels mit seinen Gästinnen und Gästen ein, als ich gehe.

Mitte Mai. Seit wenigen Tagen dürfen Gastrobetriebe wieder öffnen. Es ist früh am Morgen, als mir Anna Tayler die Türe zur St.Galler «Militärkantine» öffnet. Drinnen ist es leer. Also menschenleer. Am Boden beim Eingang hält ein Schriftzug zum Warten an. Weniger Tische stehen im Saal, wie zu erwarten war, aber ansonsten scheint nicht viel anders zu sein als in präcoronalen Zeiten. Weit und breit keine Vorhänge oder Plexiglasstellwände in Sicht. In diesem Lokal hatte es schon vor der Krise grosszügig Platz, es fällt kaum auf, dass nun zwischen allen Sitzgelegenheiten zwei Meter Abstand liegen. Auf den Tischen vorbereitet: Zettel und Stift. Wer will, darf sich freiwillig erfassen mit Name und Telefonnummer.

«Kommen die Leute wirklich?»

«Am Anfang gab es schon schlaflose Nächte», erzählt Anna Tayler. Zusammen mit Lissa Pereira und Martin Kappenthuler führt sie seit bald sechs Jahren die Militärkantine bei der Kreuzbleiche. «Für uns begann es schon, als die meisten Hotelreservationen storniert wurden und Gesellschaften nach und nach alle absagten, obwohl noch niemand voraussah, dass wir werden schliessen müssen.» Die «Militärkantine» sei sehr darauf angewiesen, dass im Haus alle drei Bereiche zusammenspielten: Beiz, Hotellerie und Gesellschaften. Immerhin verfüge das Haus zwischen den Kastanienbäumen über eine Epidemieversicherung, die sich nun auszahlt. Zumindest ein bisschen Schnauf habe es dadurch gegeben. «Für uns wird es natürlich zukunftsweisend sein, wie es nun weitergeht: Wie lange noch dauern diese Massnahmen? Werden wir nochmals schliessen müssen? Kommen die Leute wirklich? Das wissen wir vorerst alles nicht», sagt Tayler.

Schwierig werde es sowieso auch Ende Jahr, denn im Sommer würden die finanziellen Reserven angesammelt, damit auch im Winter das ganze Personal beschäftigt werden könne. Im Restaurant arbeiten nur Festangestellte. Durch den Lockdown und die nun geltenden Massnahmen des Bundes gibt es jetzt natürlich nur einen Bruchteil des Umsatzes. Lohnt es sich da überhaupt, das Restaurant zu öffnen? «Wir haben uns schon überlegt, ob wir noch geschlossen bleiben sollen, aber schlussendlich finden wir auch, dass diese Normalität den Gästen gut tut», sagt Tayler, während sich Martin Kappenthuler zu uns an den Tisch setzt, «und wir haben eine verhältnismässig grosse Beiz. Auch wenn es für uns umsatztechnisch schwierig ist – für die Menschen ist es toll, wenn sie wieder raus und irgendwo hin können.»

«Und was löst es bei den Gästen aus, wenn wir einfach nicht öffnen? Sind sie es nicht wert? Wir haben immerhin elf Tische, gegenüber anderen Lokalen, wo mit den jetzigen Massnahmen nur noch zehn Leute reinpassen», ergänzt Kappenthuler. Ausserdem habe die «Militärkantine» einen Garten, der auch jetzt noch viel Platz bietet – falls denn jemand komme. Immerhin, das Restaurant könne kostendeckend geführt werden, wenn die Tische voll besetzt sind.

Zweimeterabstand: illusorisch

Anders sieht das im «Weissen Kreuz» aus, einem kleinen Hotel mit Beiz an der St.Galler Engelgasse. Drinnen eine Bar und vier Tische, mit den Sicherheitsabständen sind es noch drei. An normalen Wochenenden würden sich bis zu 40 Leute in und vor dem Lokal aufhalten, erzählt Hampi Nater bereits am Telefon. Der Beizer und seine Frau Gorica bewirten das «Kreuz» seit bald 17 Jahren. Sie arbeitet mehrheitlich als Köchin, er steht vorwiegend hinter dem Tresen.

Das «Weisse Kreuz» gehört zu jenen Betrieben, die trotz Lockdown-Lockerung vorläufig ihre Tür noch nicht öffnen. «Sobald die Gäste wieder stehen dürfen, werden wir wieder aufmachen. Aber mit dieser Idee ist natürlich verbunden, dass man dann den Zweimeterabstand nicht mehr einhalten muss», sagt Hampi beim Kaffee im «Kreuz», wie die Bar kurz genannt wird. Stehend konsumieren und gleichzeitig die Abstände einhalten, das würde nicht funktionieren. Wie lange es geht, bis dieser Wunsch von vielen kleinen Beizen in Erfüllung geht, weiss niemand. «Das kann ein paar Monate dauern, im schlimmsten Fall länger», meint Hampi. Mit den jetzigen Regeln sei das einfach keine Existenz – ausserdem würde man auch noch Polizist spielen müssen, denn die Leute dürften ja nicht mal mit ihrem Getränk auf der Gasse vor der Beiz stehen.

Gasthaus «Sternen» Degersheim, Donnerstag, 14. Mai, 18.17 Uhr. Ich desinfiziere meine Hände aus einem glasreinigungsähnlichen Gefäss. Kein Tisch ist besetzt, die Beiz auch hier leer. Ich frage trotzdem, ob es in Ordnung ist, wenn ich hier einen Espresso trinke. Will ja nicht einen Vierertisch wegschnappen. Oben habe es noch 16 Plätze statt 38, erzählt man mir mit Abstand. Irgendwann dann die ersten beiden Biersuchenden. Das Haus gehört der Betreiberin. Keine Miete also. Man erzählt mir von einem gepachteten Restaurant in Flawil, das keinen Rappen Mieterlass bekam, obwohl der Vermieter Geld wie Heu habe. Im Radio spielt Bon Jovi «Keep the Faith». Schon schwierig momentan, insbesondere wenn du eine Beiz betreibst. Mein Espresso ist leer und die Zigi ruft. Soll ich die 3.90 mit der Karte bezahlen?

In der Tat scheint die Lage für kleine Beizen derzeit völlig unbefriedigend. Gerade für jene Lokale, die davon leben, dass die Leute sich nahe kommen, der Platz zwischen den Tischen klein und die Räume bis zum Anschlag voll sind. Man muss kein Mathegenie sein, um sich auszurechnen, wie viele Menschen an drei, fünf oder auch sieben Tischen sitzen dürfen. Das ist weni-

«Militärkantine»: Lissa Pereira, Martin Kappenthuler und Anna Tayler

«Weisses Kreuz»: Hampi und Gorica Nater

«Rössli» Mogelsberg: Sabine Bertin

ger als nichts, davon lassen sich kaum die Löhne bezahlen. Von der Miete ganz zu schweigen.

«Unsere Bank rief uns schon am Tag des Lockdowns an – lange bevor der Bundesrat irgendetwas von Unternehmenskrediten erzählte – und sicherte uns einen Kredit zu, falls wir einen bräuchten», sagt Hampi. Da das ganze Haus an der Engelgasse mittlerweile seiner Frau und ihm gehöre, müssten sie sich jetzt zum Glück nicht mit einem Vermieter streiten. «Wäre uns das in den ersten fünf Jahren passiert, als wir hier noch pachteten, dann hätten wir innert kürzester Zeit einen riesigen Schuldenberg angehäuft. Das ist dann nicht mehr lustig.»

Im Moment bekochen und bewirten Gorica und Hampi die Hotelgäste, die sie noch haben. Viele Büezer steigen hier ab unter der Woche, am Wochenende sind das Hotel und die Beiz leer. Auch die Naters wünschen sich einen anderen Zustand. Aber: «Es wird wieder diese Normalität angestrebt und alle Läden tätschen mit Aktionen rein, chömmed, chömmed und konsumiert wie die Weltmeister, wir haben etwas für euch, verpasst ja nichts! Jede Branche will jetzt Umsatz bolzen, koste es, was es wolle. Ich fände es toll, wenn die Leute bescheidener werden.»

«Diese zwei Monate kannst du nicht einholen»

Ich fahre mit der S4 Richtung Mogelsberg im Neckertal. «Good to see you again» prangt auf einer riesigen Leuchtreklame bei der Durchfahrt in Herisau. Die Werbung ist von McDonald's. Die Sorgen in der Gastronomie fernab der Massenproduktion sind überall die gleichen: Wie bezahlt man die Miete? Wann ist das präcoronale Niveau wieder erreicht, damit sich ein komplettes Öffnen überhaupt lohnt? Wie lange wird Kurzarbeit ausbezahlt?

Am Bahnhof Degersheim ist das ganze Perron mit Kreide bemalt: «The oceans are rising and so are we.» Dazu eine riesige blaue Welle. Die Klimastreikbewegung ist auch hier aktiv. Das erste Mal, dass ich Liveaktionismus sehe seit zwei Monaten! Um ein Haar vergesse ich den Halt auf Verlangen. Draussen taucht der Regen die Landschaft in Klarheit. Abgesehen von Vogelpfiffen und einigen Autos ist es wunderbar still. Vom Bahnhof aus gehe ich die gewundene Strasse hoch ins Dorfzentrum von Mogelsberg. Dort thront das Gasthaus «Rössli», ein drei Jahrhunderte alter Bau mit einem Saal für Kultur und einem Dutzend Hotelzimmern. Nostalgie steigt in mir hoch. Vor sechs Jahren habe ich hier zum ersten Mal in der Gastro als Aushilfe gearbeitet. Sabine Bertin telefoniert hinter der durch Plexiglas geschützten Rezeption, als ich die alte Holztüre des Hintereingangs öffne.

«Es ist halt einfach, wie es ist. Und natürlich gibt es ein Einnahmeloch, aber das Rössli wird es überleben. Ganz sicher», sagt Bertin am Stammtisch der Beiz. Sie muss es wissen: Seit 41 Jahren wirtet sie an diesem Ort. Mit der vorgezogenen Öffnung ist auch Bertin alles andere als zufrieden. Das «Rössli» fahre nun ganz reduziert, bekocht werden die Hotelgäste, am Abend kann man auf Reservation in der Beiz essen. «Wenn ich für dieses Haus einen normalen Mietzins bezahlen müsste, wäre das alles schlichtweg nicht möglich. So wie es jetzt ist, geht es auf mit dem Kredit, aber ich finde es falsch, dass man den zurückzahlen muss. Wie willst du das machen? Diese zwei geschlossenen Monate und auch die Zeit jetzt kannst du nicht einholen», sagt sie. Immerhin sind die Lohnkosten gedeckt, was sehr toll sei.

A fonds perdu ist ein Ausdruck, der in der Schweiz immer wieder zu hören ist, wenn es um die gesprochenen Kredite geht. Ansonsten scheint die ganze Übung eine Konkursverzögerung für viele. Das Problem geht aber noch weiter, denn auch im «Rössli» sind die Sommermonate am umsatzstärksten, im Winter braucht es diese Reserven. «Ausserdem weisst du ja jetzt nicht, ob du im September schon wieder 30 Leute im Saal haben darfst. Solange Kurzarbeit ausbezahlt wird, funktioniert das noch einigermassen, weil man ja nicht voll öffnet. Aber wir müssten sicherlich Kündigungen aussprechen, wenn wir keine Kurzarbeit mehr bekommen», sagt Bertin.

Ähnliches bekomme ich auch in der «Militärkantine» zu hören. Dort sind Anna Tayler und Martin Kappenthuler ebenfalls in Sorge, denn sobald die Kurzarbeit wegfalle, sich die Situation aber nicht merklich verbessere, werde es sehr eng, wie sie sagen.

Die grosse Frage: wie lange noch?

Im «Rössli» stehen derweil Wände aus Kork zwischen den Tischen. «Die Gäste, die bisher kamen, waren sehr dankbar und hatten eine grosse Freude, dass die Beiz wieder offen ist.» Das habe man sehr gespürt, erzählt Bertin. Sie selber war sieben Wochen während dem Lockdown bei ihrem Lebenspartner im Jura. Jetzt im «Rössli» legt sie ganz selbstverständlich wieder selber Hand an, obwohl sie bereits seit sechs Jahren pensioniert ist. «Machen müsste ich es ja nicht mehr, aber ich mache es halt sehr gerne», sagt sie und lacht. Einkaufen ging sie aber nicht mehr selber: «Ich war in den letzten zwei Monaten in keinem Laden und vermisse es auch nicht.»

So hofft auch Bertin auf einen gesellschaftlichen Wandel durch die Coronakrise – auch wenn der Tenor momentan eher heisse: so schnell wie möglich zurück zur Normalität. «Das finde ich falsch. Ich will nicht zurück. Unsere Gesellschaft funktioniert so sehr nach den Masstäben: grösser, stärker, schneller. Wachstum ist gut, aber wenn man sich an der Natur orientiert, ist da auch immer Wachstum und Rückgang. Nur leider wird alles, was nicht wächst, negativ gewertet in diesem wirtschaftlichen System. Dabei bräuchten auch wir Menschen diese Erholung.»

Ich fahre zurück in die Gallusstadt, unter einem Sitz im Zug liegt eine Atemschutzmaske. Bis dieses Saitenheft Ende Mai erscheint, wird sich vielleicht alles schon wieder verändert haben, werden die Massnahmen weiter gelockert. Ein ungutes Gefühl bleibt für all die kleinen und grösseren, nicht ganz grossen Gastrobetriebe. Lange wird die Branche diesen Zustand nicht aushalten.

Genossenschaftsbeiz «Schwarzer Engel», Mittwoch 13. Mai, 14.30 Uhr. Ich öffne die Eingangstüre und schalte das Nachtlicht ein – eine kleine Discolampe, die hinter der Bar hängt und den dunklen Raum mit drehenden Punkten flutet. Das Licht erzeugt ein monotones Summen. Ansonsten ist es still. Überall verstreut liegen Dinge: Putzlappen, Farben und Pinsel, Transparente, dreckige Kaffeetassen, leere Bierflaschen. In der Luft hängt ein abgestandener Geruch.

Es sieht aus, als wäre alles hier vor langer Zeit verlassen und vergessen worden. Das Leben fehlt. Lassen wir unsere Gäste und Gästinnen im Stich, weil wir nicht öffnen? Mein Leben ist voller Zeit für mich. Kurzarbeit fühlt sich an wie ein kleines bedingungsloses Grundeinkommen. Ich vermisse nicht die Möglichkeit, jeden Samstag durch die Altstadt zu pilgern und Tasche um Tasche füllen zu können. Was brauche ich zum Leben? Eine Beiz?

Andri Bösch, 1997, lebt in St.Gallen und arbeitet seit Jahren unter anderem in der Gastronomie.

Einsame Wochen und Ruheoasen

Drei Menschen mit Suchterkrankungen erzählen, wie sie mit dem Lockdown umgegangen sind. Ihre Reaktionen sind so unterschiedlich wie ihre bewegten Biografien.Von Roman Hertler (Text) und Hannes Thalmann (Bild)

Menschen in Substitutionsprogrammen haben die Angewohnheit, pünktlich zu ihren Terminen zu erscheinen. So sitzt José* (45) einige Minuten vor Interviewbeginn bereits im Sitzungszimmer drei Etagen über der Gassenküche im Linsebühlquartier. Er bekundet Mühe mit dem Lockdown. Die Medizinisch-soziale Hilfsstelle 1 (MSH 1) hat Mitte März einen Brief an alle Klienten verschickt, die dort ihr medizinisch verordnetes Heroin beziehen. Darin hiess es, dass die Abgabe den Hygienebestimmungen angepasst werden muss und deswegen auch der Wechsel auf ein anderes Substitut wie Methadon oder Subutex möglich sei.

«Ich bekam am Anfang Angst, dass ich nicht an den Stoff komme», sagt José. Trotz grosser Versuchung und der Möglichkeit, nochmal Heroin von der Strasse zu konsumieren, blieb er stark. Er hat bis heute kein illegales Heroin mehr angerührt. So etwas wäre früher nicht möglich gewesen.

Auf der schiefen Bahn

Als Zweijähriger kommt José mit seiner Familie aus Portugal in die Schweiz. In Thal, später in Rorschach verlebt er eine schöne Jugend. «Früher habe ich oft am See übernachtet, er erinnert mich ans Meer», sagt er. Mit den älteren Jungs im Jugendhaus Regenbogen fängt er an zu kiffen. Mit 14 sniffte er zum ersten Mal Heroin. Mit 15 raucht er es. Mit 17 setzt er zum ersten Mal die Nadel an. «Heroin war damals in den 80ern eine Modedroge. Wir haben uns alle gegenseitig angesteckt. ‹Chumm, probier.› Ich dachte, ich werde schon nicht süchtig. Wir alle dachten es.»

José beginnt eine Verkäuferlehre im Jelmoli, nahe beim Schellenacker, wo sich die offene Drogenszene St.Gallens trifft und die Polizei immer wieder alles zusammenschlägt. «Ich musste Geld beschaffen, war wie vom Teufel ferngesteuert», sagt José. Am Anfang für Heroin, später kommt Kokain dazu. Doppeltes Risiko, doppeltes Geld. «Das Zeugs wird immer gleich durchkonsumiert, kein Gedanke an den nächsten Tag.» Die Angst vor der Polizei ist ständiger Begleiter. Mithilfe der ersten Computer gelingt es dem jungen Verkäufer, die kleinen gestohlenen Geldbeträge in der Kasse wieder auszutarieren. Wegen eines kleinen Rechenfehlers kommt die Geschäftsleitung ihm auf die Schliche. Sechs Monate vor Lehrabschluss verliert er die Stelle.

Die Eltern versuchen immer, José zu helfen. Die Mutter verständnisvoller als der Vater, der bis heute eine Respektsperson ist und selber gut und gern eine Flasche Strohrum mit Cola trinkt. Das Verhältnis ist gut, aber zweimal rutscht ihm die Hand aus. Einmal als er zum ersten Mal bemerkt, dass sein Sohn konsumiert. Das zweite Mal, weil er dem Vater Geld klaut. Weil etliche Therapien und anfangs auch Kalte Entzüge scheitern, will er den Sohn nach Portugal zu Verwandten bringen. José kramt in aller Eile noch ein paar Spritzen zusammen und versteckt sie unter dem Pullover, wo sie der Vater nicht findet, obwohl er ihn kurz abtastet. José weiss, dass der Vater im Auto immer etwas Geld parat hält für die Fahrten durch Frankreich und Spanien. Die Reise endet, als der Vater merkt, dass die französischen Francs weg sind. Irgendwann schmeisst er José raus – «musst nicht mehr kommen!»

Er gerät immer weiter auf die schiefe Bahn, verkehrt auch im Letten, klaut Zigi-Stangen, Gebührensäcke, Nagellack, Zeugs, dass er nur braucht, um an Geld zu kommen für den nächsten Trip. Die «schönste Zeit seines Lebens» verbringt er einer Drogenklinik in der Slowakei. Es stellt sich heraus, dass ein Mann, den er am Bahnhof St.Gallen angebettelt hatte, der Klinikleiter ist. Er nimmt ihn gleich mit. Das nächste Dorf ist sieben Kilometer entfernt. Auch diese Therapie scheitert letztlich.

Ende der 90er-Jahre nimmt José am Methadonprogramm teil, stürzt aber wieder ab. Am Bahnhof sieht er Leute, die schon früh morgens ohne Reissen unterwegs sind. Woher sie wohl das Zeug haben? José erfährt vom MSH 1, der kontrollierten Heroinabgabe, Anfang 2000. «Seither funktioniere ich. Ich kann normal arbeiten.» Nach einigen weniger glücklichen Versuchen im zweiten Arbeitsmarkt arbeitet er jetzt seit längerem im Gartenarbeitsprojekt der Stiftung Suchthilfe. Auch Zügel- und Rennovationsarbeiten werden angeboten.

Während des Lockdowns konnte er als Risikopatient nicht arbeiten gehen. Die fehlende Beschäftigung und der Mangel an sozialem Austausch haben José schwer zu schaffen gemacht. Manchmal fällt er in lethargische Zustände, blättert nicht mal mehr in seiner geliebten Marvel- und DC-Comicsammlung und den parapsychologischen Büchern, und liegt so lange regungslos da, dass die Muskeln nachgeben, wenn er aufstehen will. Wegen seiner Lungenkrankheit gehört er zur Risikogruppe. Nicht einmal mehr seine Schwester mit ihren fünfjährigen Zwillingen, mit denen er so gern spielt, darf er treffen. «Es tut richtig weh, wenn ich nicht zu meiner Schwester essen gehen kann. Das ist immer das Highlight des Tages.» Die Depressionen sind schlimmer, wenn er alleine ist. Die Lockerung des Lockdowns tut ihm gut. Endlich wieder raus aus dem Zimmerlein.

Kein Glück in Mexiko

Dani* sieht man die 51 Jahre ebenso wenig an wie seine Sucht. Auch ihn treffen wir im Sitzungszimmer über der Gassenküche. Seit er aus Mexiko zurück ist, arbeitet er zwei- bis dreimal wöchentlich in der Küche. Heute gabs Schweinsbraten mit Rüebli und Kartoffeln und Bratensauce. Bei dieser Arbeit verdient er zwar kaum etwas. Neben der Abwechslung im massiv eingeschränkten Gassenalltag gibt es einen kleinen Zustupf und eine kostenlose warme Mahlzeit. Weil er für sein Unterfangen in Mittelamerika die Pensionskasse ausgelöst hat und alles verlor, ging er zuerst mit Nichts ausser seinen Kleidern am Leib zur Sozialhilfe, bekommt Nothilfe. 8 Franken am Tag – nada mas.

«Ich lebe auf dem absoluten Minimum.» Zunächst in einer WG im ehemaligen Hotel Friedburg. Das Gebäude hat Ende April gebrannt. Dani war ein paar Wochen vorher schon in eine kleine Einzimmerwohnung umgezogen. Ein Bett, zwei Stühle, einen Schrank, eine kleine Küche und einen Laptop nennt er sein Eigen. Nach draussen geht er höchstens noch tagsüber. Am Abend bleibt er zuhause. Die Polizei macht einfach zu viele Kontrollen. Im Kantipark wird an schönen Tagen stündlich gefilzt. Das ist ungemütlich.

Bis 15 wächst Dani im Werdenberg auf. Der Vater schlägt ihn und seine vier Brüder oft. Mit 20, gleich nach seiner Lehrabschlussprüfung zum Elektriker, fängt er an Heroin zu spritzen. Hängt mit Freunden oft am Zürcher Platzspitz und im Letten rum. Das geht eine Zeit lang gut, weil seine Arbeitgeber seine Sucht lange nicht bemerken. Mit 32 rutscht er in die Kriminalität ab, Einbrüche und Tresore knacken. Er macht einige Drogentherapien, fällt aber immer wieder zurück. Bis ein Arzt ihm Subutex empfiehlt. Das Medikament besetzt die Opiatrezeptoren im Hirn, Heroin verliert damit seine Wirkung. Dani kommt zwar weg vom «Sugar», die Sucht verlagert sich aber auf Alkohol.

2018 stirbt seine Mutter. Sie war die einzige aus der Familie, mit der er ab und zu noch Kontakt hatte. Er erbt ein bisschen Geld, löst dazu seine Pensionskasse aus und haut ab nach Mexiko. In Guadalajara trifft er einen Schweizer, der ihn prompt als Koch in seiner Schweizerbeiz engagiert. Vor allem Bratwürste gehen über den Ladentisch, und er trinkt eine Flasche Tequila am Tag. Das Subutex in seinem Körper ist bald abgebaut, doch Dani lässt die Finger von illegalen Substanzen. Er leistet sich eine 1000er KTM und fährt damit von der Pazifikküste über die Sierra Madre.

Er verunfallt, bricht sich mehrere Knochen und muss zum Operieren in die Schweiz. Notdürftig vergipst kauft er sich ein Rückflugticket und verbringt zwei Monate im Spital Herisau. Danach gleich wieder ab nach Mexiko. Mit den letzten 35'000 Dollar will er sich ein kleines Häuschen kaufen. Doch das Haus gehört nicht denen, die es ihm andrehen wollen. Der Mittelsmann, der den falschen Deal eingefädelt hat, ist sein Chef, der Wirt. Bitter enttäuscht verprasst Dani seine übrigen Ersparnisse und kehrt zurück in die Schweiz.

«Ich war schon immer ein Wandervogel», sagt Dani, der in St.Gallen, Thurgau, Zug, Graubünden und Basel gelebt hat. In seinen arbeitslosen Phasen hat er alle Computerkurse belegt, die das RAV im Angebot hat. Auch eine zweite Lehre hat er absolviert. Dennoch bereite ihm die Suche nach einem Job als Elektro- oder Schaltanlagenmonteur grösste Mühe. «Einen alten Calöri wie mich will niemand.» Nun setzt er seine Computerkenntnisse in die Praxis um, er weiss, wie man gratis Fernsehen und Serien schaut, kennt sich in den tiefsten Tiefen des Internets bestens aus.

Das hilft, die Zeit zu überbrücken, in der soziale Kontakte rar sind. Die Gassenküche musste den Gastraum schliessen, es gab nur einen Take-Away. Jetzt ist die Institution zwar wieder offen, aber es müssen Abstände eingehalten werden. «Die Stimmung ist nicht wie vorher», sagt er. «Früher war hier immer volles Leben.» Die grossen Menschengruppen fehlen jetzt. Im Katharinenhof sei es ähnlich. Schon die kleinste Ansammlung am Marktplatz wird sofort polizeilich aufgelöst. «Das ist eben die Ostschweiz», meint Dani.

«Es ist interessant, jetzt die Normalbürger zu beobachten», sagt Dani. «Die sind viel nervöser als sonst und reagieren noch abschätziger und aggressiver, wenn ein Drögeler in der Nähe ist.» Mit ihm mache Corona nicht viel. «Ich verdränge es vermutlich. Ich selber kenne keinen einzigen Drögeler, der Corona hatte.» Dani beängstigt am ehesten der Nachhall. «Es stehen nicht so rosige Zeiten bevor, viele Arbeitslose, ein Drittel der Bars in St.Gallen soll geschlossen bleiben.» Was soll sich ändern? «Ein bisschen Geld würde mir helfen. Ich könnte aktiver sein.» Seine achtmonatige Sozialhilfesperre ist bald um. Vielleicht ein kleines Licht am Ende des Tunnels.

Oasen der Ruhe

Richtig gut ergeht es derzeit Max* (49). Er ist schon länger weg von der Strasse. «Im Moment bin ich trocken und clean», sagt der gebürtige Luzerner. «Bitte nicht falsch verstehen, aber von mir aus könnte der Lockdown ewig andauern.» Seine Depressionen seien weniger stark, seit das öffentliche Leben runtergefahren wurde. Ihm gehe es gut, er habe einen Job und Lohn, er ist gesund. Die Beziehung zu seiner Freundin, Arbeit und finanzielle Unabhängigkeit sind seine «drei Säulen des Lebens». Rückfallgefahr bestünde für ihn dann, wenn zwei davon wegbrächen. Auch wenn er mit der Suchtberatung aufhören würde, wäre die Gefahr grösser, ist er überzeugt, selbst wenn es ihm wie jetzt relativ gut gehe. «So oder so komme ich alle zwei Wochen vorbei.»

Max wächst in Luzern, Zürich, im Aargau auf. Als er 8 ist, begeht sein Vater, ein depressiver Alkoholiker, Selbstmord. Der neue Partner der Mutter ist gewalttätig. Max lebt vorübergehend bei seiner Gotte in Basel, zieht dann mit der Mutter nach ihrer Trennung vom Stiefvater nach Rheinfelden und Baden, wo er die Realschule besucht. Im zehnten Schuljahr beginnt seine Suchtkarriere mit Alkohol und Cannabis. Mit Ach und Krach beginnt er eine Lehre zum Radio- und Fernsehverkäufer. Kokain kommt dazu. Er vermasselt die Prüfung. Die Mutter wirft ihn raus, weil er zuhause Zeug verkauft hat.

Max lebt eine Zeit auf der Strasse, in Notschlafstellen. Es folgen erste Suizidversuche, Aufenthalte in der Psychiatrie in Basel. Er beginnt, Heroin zu spritzen, um die seelischen Schmerzen zu betäuben. Auf einem Bauernhof in Baselland versucht er einen Entzug, nach vier Wochen stürzt er wieder ab. 2000 entscheidet er sich für eine Langzeittherapie im ausserrhodischen Bühler, die ihn stabilisiert. In einem Hotel absolviert er erfolgreich eine Lehre zum Servicefachangestellten und in einer grossen Küche eine Zusatzausbildung zum Koch. Dort lernt er seine Partnerin kennen und arbeitet 14 Jahre dort. Langsam schleicht sich der Alkohol zurück in seinen Alltag, bis zum Exzess: eineinhalb bis zwei Flaschen Wodka am Tag.

Er macht einen Entzug in Wattwil. In Pfäfers werden die starken Depressionen erstmals diagnostiziert. Vermutlich ist er aber depressiv, seit sich sein Vater umgebracht hat. Die Drogenprobleme katalysieren den inneren Schmerz. «Eigentlich war ich immer am Arbeiten, hatte einfach immer wieder Rückfälle und extreme Episoden. Ich war immer wieder in stationären Behandlungen.» Den Job in der Küche verliert er vor vier Jahren. Ein Jahr arbeitslos. Ein Job als Koch im zweiten Arbeitsmarkt stabilisiert ihn wieder. Heute hat er einen guten Job in der Küche im Altersheim, die er mit einer Küchenhilfe betreibt.

Gemeinsam mit der Freundin hat er ein kleines Haus in Muolen gekauft. Dorthin zieht er sich jetzt gern zurück. Er meidet soziale Kontakte weitgehend, fährt sogar manchmal erster Klasse, um alleine zu sein. Der Lockdown ist für ihn ein Paradies: Keine Verpflichtungen, kein sozialer Druck, keine Begegnungen, kein schlechtes Gewissen, wenn man mal nicht auf Verwandtenbesuch will, einfach nichts machen. «Keine Leute, keine Hektik in der Stadt. Man achtet auf den Abstand. Ich habe richtige Freudengefühle», sagt Max. Ein bisschen amüsiert er sich über die Eltern der daheimgebliebenen Schulkinder, die nicht wissen, was sie mit ihnen anfangen sollen.

Max macht bewusst gar nichts, geniesst seinen kleinen Garten. «Meine Frau hat die Tendenz, am Wochenende immer etwas unternehmen zu wollen. Dann stupft sie mich manchmal. Sie hat aber auch viel Verständnis, wenn ich nicht mithalten mag.» Erst in der Lockdown-Phase wird ihm wieder richtig bewusst, wie viel Druck von aussen permanent da ist. Ruheoasen wie jetzt wird er auch nach dem Lockdown vermehrt in seinen Alltag einbauen.

***Die drei Interviewten wurden anonymisiert. Alle drei werden von verschiedenen Betrieben der Stiftung Suchthilfe begleitet – Gassenküche, MSH 1, Suchtfachstelle.**
Für Spenden und weitere Infos: stiftung-suchthilfe.ch

Roman Hertler, 1987, ist Saitenredaktor.

In der Gassenküche

Im luftleeren Raum

Auf einen Schlag ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Perspektive – die Sans-Papiers Sarnai und TseTseg* erzählen.
Von Corinne Riedener

Schön, wenn der Staat Notkredite gewährt, wenn wir Kurzarbeit anmelden und einige Rechnungen stunden können. Schön auch, dass wir uns trotz allfälliger finanzieller Nöte in ärztliche Behandlung begeben können, falls wir uns anstecken oder sonstwas passiert.

«Wir», das sind die Leute mit einem geregelten Aufenthaltsstatus. Doch was ist mit den Sans-Papiers? Für sie ist die Coronakrise noch um einiges existenzieller als für den Rest der wohlhabenden Schweiz. Der Bund rechnet mit schweizweit bis zu 105'000 Personen, genauere Erhebungen gibt es nicht, die Dunkelziffer dürfte weit höher sein. Im Kanton St.Gallen leben je nach Schätzungen zwischen 800 und 3000 Menschen ohne Bleiberecht.

Das Virus hat sie ausgesperrt

Mitte Mai treffen wir zwei papierlose Frauen aus Zentralasien, nennen wir sie Sarnai und TseTseg. Sie sind 32 und 37 und seit einem Jahr beziehungsweise seit neun Monaten in der Ostschweiz. «Ich kann nicht mehr arbeiten», sagt Sarnai, «das macht mein Leben schwierig.» Vor der Coronakrise hat sie in diversen Privathaushalten geputzt, für einen Stundenlohn von 25 Franken. So hat sie im Monat etwa 1000 Franken verdient. Ihre Freundin TseTseg hat an sechs Tagen pro Woche einen älteren Herrn versorgt, für ihn gekocht, aufgeräumt, seine Wäsche und den Haushalt gemacht, ist mit ihm spazieren gegangen, hat ihm die Zeit vertrieben. «Ich mochte die Arbeit sehr», sagt sie. «Zwölf Stunden am Tag sind zwar viel, aber er hat mich immer sehr gut behandelt.» 1500 Franken hat sie so jeden Monat verdient.

Jetzt schweben die beiden im luftleeren Raum. Sarnais Arbeitgeberinnen haben Angst, dass sie das Virus von Haushalt zu Haushalt transportieren könnte, und lassen sie darum bis auf weiteres nicht mehr bei sich putzen. Auch TseTsegs «Schützling» sorgt sich wegen Corona und hat ihr darum Mitte März gekündigt – auch weil sein Sohn dank Homeoffice nun öfter bei ihm vorbeikommen kann. Sarnai hat eine kleine Wohnung, TseTseg ein Zimmer bei Bekannten. Beide wissen nicht, wie sie die Miete für den Juni bezahlen sollen, ganz zu schweigen von Nahrungsmitteln und anderen Dingen des täglichen Bedarfs.

So wie Sarnai und TseTseg geht es vielen Sans-Papiers momentan. Die meisten – vor allem die Frauen – arbeiten schwarz in der Kinderbetreuung, als Pflegehelferin, «Mädchen für alles» oder Putzfrau, manche Vollzeit, viele auf Stundenbasis. «Dass wir jetzt alle unsere Arbeit verlieren, hat nicht nur mit der Angst vor einer Ansteckung zu tun», erklärt Sarnai. «Viele unserer Arbeitgeberinnen sind jetzt wegen Corona viel öfter zuhause – sie brauchen uns schlicht nicht mehr.»

Gastro, Pflege, Hauswirtschaft …

Dass das nicht einfach Einzelschicksale von Sarnai, TseTseg und ihren Kolleginnen sind, zeigt ein Besuch bei der IG Sans-Papiers in St.Gallen. Laura Cutolo, Gianluca Cavelti, Matthias Rickli und Claudio Keller haben den Verein letztes Jahr zum Aufbau einer Anlauf- und Beratungsstelle gegründet, wollten den Betrieb ab Sommer 2020 so richtig aufnehmen – und werden seit Wochen regelrecht überrannt. «Irgendwann mussten wir ja ins kalte Wasser springen», sagt Rickli, «aber so haben wir uns den Start nicht vorgestellt.»

Das Büro an der Rosenbergstrasse – die IG teilt sich den Raum mit dem somalischen Integrationsverein – ist jeden Montag- und Freitagnachmittag geöffnet. Seit dem Lockdown beraten Rickli und die anderen bis zu zehn Leute pro Tag, vor allem aus der Gastronomie, dem Pflegebereich und der Hauswirtschaft, meist Frauen aus der Mongolei, aus China, Kasachstan, Tibet, Somalia. Die Probleme sind in den meisten Fällen dieselben: Arbeit und Geld. Die IG hilft so gut es geht, mit Nothilfe von bis zu 300 Franken und – wenn irgendwie möglich – auch mit grösseren Beträgen. Das Geld dafür kommt aus verschiedenen Spendentöpfen.

Eigentlich ist die Beratungsstelle noch im Aufbau, aber in der kommenden Zeit heisst das Motto vor allem: Troubleshooting. «Es geht um sehr viel im Moment und wir wissen nicht, wie lange die Krise noch andauert», sagt Rickli. Das heisst auch: Die IG weiss nicht, wie lange das Geld noch reicht. Sie hofft auf weitere Spenden, um auch langfristig die Kapazitäten aufrechtzuerhalten. Das ist die bittersüsse Note an dieser Geschichte: Lange hat die IG um ihre Legitimation gekämpft; Corona hat nun mehr als deutlich beweisen, dass es diese Anlauf- und Beratungsstelle braucht.

«Wir sind niemandem zur Last gefallen»

Wie froh sie um die Hilfe der IG sind, betonen auch Sarnai und TseTseng immer wieder. «Es müsste in jeder Stadt solche Hilfsangebote geben», sagen sie, «denn mit Corona werden all die Leute sichtbar, die vorher unsichtbar waren.»

Wenn sie «unsichtbar» sagen, meinen sie das nicht unbedingt negativ. Sarnai und TseTse, sind stolz daruf, dass sie bis jetzt immer selbständig für ihren Lebensunterhalt aufgekommen sind. «Wir haben gearbeitet, sind niemandem zur Last gefallen und konnten gut für uns selber sorgen», sagt Sarnai. «Die Notlage, in der wir jetzt sind, ist unverschuldet, und ich hoffe, dass ich nach dieser Krise mein Leben wieder wie gewohnt weiterleben kann – ohne fremde Hilfe.»

Die beiden betonen auch, dass sie nicht «wegen dem Reichtum» nach Europa gekommen sind, wie manche ihnen unterstellen. «Ich wollte einfach nur die Welt entdecken», sagt Sarnai. «Ich bin studierte Ingenieurin und habe früher in einem Planungsbüro gearbeitet. Eines Tages fragte ich mich: War es das jetzt? Werde ich mein Leben lang schuften, irgendwann heiraten und Kinder bekommen? Mein Fall ist das nicht. Da wusste ich, dass ich gehen muss.»

TseTseg ist es ähnlich gegangen nach ihrer Scheidung. Sie ist zweimal als Touristin nach Europa gekommen, hat sich in Italien, Frankreich, Deutschland und der Schweiz umgesehen – wo sie schliesslich geblieben ist, «vor allem wegen der Natur und den Leuten». Für immer will sie hier nicht bleiben. «Aber genau das denken die Leute», sagt sie. «Dabei will ich nur die Kultur und die Menschen kennenlernen und mein Leben leben – und irgendwann weiterziehen.»

***Namen der Redaktion bekannt**
igsanspapierssg.ch

Corinne Riedener, 1984, ist Saitenredaktorin.

CREDIT SUISSE
DIOR

Im Teufelskreis des Virus

Das Kriseninterventionszentrum der St.Galler Psychiatrie Nord war die letzten zwei Monate für viele die erste Anlaufstelle bei Coronaproblemen – ein Gespräch mit Leiterin Violeta Lapadatovic.
Von Corinne Riedener

Im Eingangsbereich des Kriseninterventionszentrums der Psychiatrie St.Gallen Nord an der Teufenerstrasse 26 sitzt ein junger Mann hinter Plexiglas. Alle müssen bei ihm ihre Personalien und den Grund ihres Besuchs angeben, danach wird Fieber gemessen. Auch hier hält langsam «The New Normal» Einzug. Wir sind mit Oberärztin Violeta Lapadatovic, seit sechs Jahren Leiterin der Krisenintervention (KIZ) der Psychiatrie St.Gallen Nord, verabredet.

Das Kriseninterventionszentrum ist eine offene Station mit 24 Betten, die 365 Tage im Jahr durchgehend erreichbar ist. Hierher kommen Menschen, die unter einer akuten psychischen Krise leiden, teilweise selbständig, teilweise über die Opferhilfe, das Kantonsspital, den Hausarzt oder die Dargebotene Hand. Manchmal reicht ein klärendes Gespräch mit den Fachleuten im KIZ, um wieder Boden unter den Füssen zu gewinnen, manchmal ist eine stationäre Behandlung oder ein Aufenthalt in der Tagesklinik nötig. Niederschwelligkeit wird hier grossgeschrieben, da viele Betroffene verunsichert sind und oft Hemmungen haben, sich professionelle Hilfe zu holen. Die hauseigene Krisenhotline, bei der man sich unverbindlich melden kann, ist Teil dieses Konzepts.

Corona hat den Alltag auch im KIZ auf den Kopf gestellt. «Seit Mitte März hat sich unser Leben quasi im Minutentakt verändert», sagt Violeta Lapadatovic. Von heute auf morgen mussten sie und ihr Team den Betrieb umkrempeln: neue Regeln erlassen, Abstände beachten, Hygienevorschriften einhalten, ausserdem Besuchsverbot für die Angehörigen, Urlaubsverbot für die Angestellten. Körperliche Untersuchungen sind erschwert, die «Morgenrunde» wurde in den Speisesaal verlegt, die Kochgruppe bis auf Weiteres auf Eis gelegt, Gruppentherapien fanden während der Corona-Pandemie nur mit maximal vier bis fünf Patienten statt. Davor waren zehn bis zwölf Personen in der Gruppentherapie, zum Beispiel im Kunstatelier.

Lapadatovic musste rasch handeln nach dem ersten Schock. «Für uns war klar: Wir müssen funktionieren, die Psychiatrie gehört schliesslich zur Medizin.» Anfangs konnte sie sich noch nicht so recht vorstellen, wie das Physical Distancing im Psychiatriekontext überhaupt funktionieren soll. «In der therapeutischen Beziehung ist die erste Begegnung enorm wichtig», erklärt sie. «Man schüttelt die Hände, stellt sich vor, holt das Gegenüber ab. Die Hygienemassnahmen sind ein Hindernis, das hat mich anfangs etwas beunruhigt. In den ersten Wochen mussten wir vieles erklären, aber die Patienten haben es sehr gut und verständnisvoll aufgenommen, wir hatten darum nie eine negative Atmosphäre.»

Wie umgehen mit der Angst?

Zu Beginn des Lockdowns wurde oft die Frage gestellt, was die heimische Isolation und die Ungewissheit mit den Menschen machte, vor allem in den sozialen Medien. Eine Zeit lang war das Thema virulent, doch rasch drehten sich die öffentlich diskutierten Corona-Sorgen wieder um die ganz grossen Brocken: Aber die Wirtschaft! Schlittern wir in eine Rezession? Welche Branchen werden gerettet und mit wieviel Zaster? Wer sollen diese Menschen sein, die «ohnehin nicht mehr so viele Lebensjahre haben»? Wie muss eine datenschutzverträgliche Tracing-App aufgebaut sein? Können wir den Fussballern ein Milliönchen weniger pro Jahr zumuten? Bleiben die Grenzen jetzt offen? Will Bill Gates uns alle wie Haustiere nano-chippen? (Spoiler: Nein!)

Viele sorgen sich ums wankende Weltgefüge. Das wiegt schwer, drückt aufs Herz und aufs Gemüt, auf unser ureigenes mentales Gefüge. Vergessen geht dabei manchmal, dass die vermeintlich «kleinen» Sorgen, also jene, die nur uns und unser persönliches Umfeld betreffen, noch um einiges schwerer wiegen können. Wie gehen die Menschen mit der Ungewissheit um? Waren die Befürchtungen berechtigt? Wie haben Violeta Lapadatovic und ihr Team den Corona-Lockdown erlebt? Wurden sie von Verzweifelten überrannt?

Nein, sagt Lapadatovic, zumindest nicht im stationären Bereich. Die 24 Betten an der Teufenerstrasse seien das ganze Jahr über gut belegt, es gebe auch ohne Corona eine Warteliste. In der psychiatrischen Klinik in Wil, die ebenfalls zur Psychiatrie St.Gallen Nord gehört, sehe es ähnlich aus. Dort gibt es etwa 300 stationäre Betten. Deren Belegung sei derzeit ebenfalls relativ hoch, sagt sie, aber auch nur zum Teil wegen Corona. Es halte sich etwa die Waage: Die einen seien wegen psychischer Probleme aufgrund der Coronakrise gekommen, die anderen seien wegen dem Virus extra nicht gekommen – aus Angst vor einer Ansteckung, so wie viele auch nicht in die Notaufnahme gegangen sind in den vergangenen zwei Monaten.

Gereizt, verunsichert, überfordert

Anders bei der Krisenhotline: Hier haben die Anrufe mit dem Lockdown um etwa 50 Prozent zugenommen. Zwischen Mitte März und Ende April gingen pro Tag etwa 20 Anrufe ein. Sie kamen vor allem nachts und am Wochenende, mehrheitlich von Frauen, die nicht mehr weiterwussten. Angst ist das grosse Thema, erklärt Lapadatovic: extreme Verlust- und Existenzängste, Zukunftsängste und die Angst vor einer Ansteckung. Die Nöte und Fragen sind existenziell. Wie lange dauert die Krise? Komme ich durch mit Kurzarbeit? Kann ich meine Miete noch bezahlen? Habe ich in einem halben Jahr noch einen Job? Habe ich noch eine Beziehung? Könnte meine Mutter oder mein Partner an Covid-19 sterben? Wie geht es meinen Angehörigen im Ausland? Die Liste ist lang.

Viele, die anrufen, nehmen zum ersten Mal psychiatrische Hilfe in Anspruch. Sie haben vor allem Mühe damit, dass sich ihr Alltag vom einen auf den anderen Tag auf den Kopf gestellt hat und nichts mehr wie gewohnt funktioniert. Sie klagen darüber, dass sie gereizt, ungeduldig und angespannt sind, auch weil ihnen die vermeintlich kleinen Dinge fehlen, das Fitnesscenter, das Feierabendbier, der Coiffeur oder das Nagelstudio. «Ich kann das gut verste-

Violeta Lapadatovic

Die Psychiatrie St.Gallen Nord ist eine selbständige, öffentlich-rechtliche Institution des Kantons St.Gallen mit ambulanten und stationären Angeboten in Wil, Rorschach, St.Gallen und Wattwil. Sie beschäftigt rund 850 Mitarbeitende und ist auch Ausbildungsstätte.

Krisenhotline St.Gallen: 071 914 44 44

Krisen- und Notfallambulatorium Wil: 071 913 11 80
psgn.ch

hen», sagt Lapadatovic. «Wir waren ja ziemlich ‹verwöhnt› vor Corona, konnten uns alles Mögliche leisten. Dann kam dieser abrupte Stopp. All unsere Annehmlichkeiten von heute auf morgen zu verlieren, ist schwer zu akzeptieren. Kommt hinzu, dass wir vor Corona einigermassen fixe Tagesstrukturen hatten, eine Art inneren Autopiloten. Jetzt müssen sich viele von uns plötzlich überlegen, was sie mit ihrer Zeit anfangen.»

Es gibt aber auch die andere Seite, die der totalen Überforderung aufgrund fehlender Zeit. Zum Beispiel die alleinerziehende Mutter von drei Kindern, vier, acht und zwölf. Sie ist seit Wochen im Homeoffice, die Kinder 24/7 zuhause, die Leistung nimmt immer mehr ab, der Druck nimmt immer mehr zu – und irgendwann kann sie nicht mehr. Auch solche Anrufe hat Lapadatovic vermehrt. Doch die Situation ist enorm schwierig: «Betroffene Mütter melden sich bei uns, würden gerne einige Tage stationär im KIZ verbringen, doch sie wissen nicht wohin mit den Kindern. Als wäre das nicht schon genug, plagen sie auch noch Schuldgefühle – es ist ein Teufelskreis.» In normalen Zeiten können Patientinnen oft selber eine Betreuung organisieren, erklärt sie, aber im Lockdown sei das so gut wie unmöglich.

Ein Stück «Gleichberechtigung»

Lapadatovic ist froh, dass die Kitas und Schulen nun wieder offen sind. Allgemein habe sich die Situation wieder etwas normalisiert, sagt sie. «Von Mitte März, als der Lockdown kam, bis etwa Ende April war die schlimmste Phase. Seit der Lockerung nehmen die Anrufe merklich ab.» Sie teilt die vergangenen Monate in drei Phasen ein: Zuerst war die Gesellschaft in einem Schockzustand, dann folgte eine Phase der Anspannung und Ungewissheit und langsam, aber sicher kommt jetzt die «neue Normalität». «Für mich als Therapeutin ist es immer wieder faszinierend zu sehen, wie schnell sich die Menschen an neue Situationen anpassen können», sagt sie. «Das stimmt mich optimistisch.»

Bleibt zu hoffen, dass sich die mittel- und langfristigen Folgen der Pandemie und des Lockdowns einigermassen in Grenzen halten. Der Lockdown mag zeitlich begrenzt gewesen sein, Arbeitslosigkeit, Hunger oder Wohnungsnot sind das nicht – was der psychischen Gesundheit ordentlich zusetzen kann.

Mit Menschen, die schon vor Corona eine psychische Erkrankung hatten, machten Lapadatovic und ihr Team in den letzten Monaten übrigens eher die gegenteilige Erfahrung. Sie sind tendenziell mit Ängsten vertraut, lebten nicht selten schon vor Corona sozial isoliert oder hatten schon immer Mühe mit körperlicher Nähe. «Für diese Leute waren die Einschränkungen durch die Pandemie kaum ein Thema», erklärt Lapadatovic. «Die Welt hat sich ihnen quasi angepasst, da sie schon vorher nicht gerne in den Ausgang oder unter die Leute gegangen sind. Eine Patientin von mir hat dieses Paradox kürzlich treffend zusammengefasst, als sie feststellte: Im Moment sind wir alle gleichberechtigt.»

Aus dem Merkblatt «psychische Gesundheit» des BAG:

Sprich darüber
Steh zu dir
Glaub an dich
Halte Kontakt mit Freunden
Hol dir Hilfe
Sei kreativ
Bleib aktiv
Entspanne dich bewusst
Entdecke Neues
Beteilige dich

Corinne Riedener, 1984, ist Saitenredaktorin.

«Wir sind tapfer»

Willi Häne, freier Akkordeonist und Theatermusiker in St.Gallen, ist Aufs und Abs gewöhnt. So hart wie bei Corona war es aber noch nie. Von Peter Surber (Text) und Hannes Thalmann (Bild)

Jetzt gerade am Sonntag habe er sein Akkordeon genommen, sich auf den Balkon gestellt und ein Stück gespielt fürs Quartier. «Aber es gab nicht viele Reaktionen. St.Gallen ist halt doch nicht Neapel.» Willi Häne sagt es freundlich, nicht gross enttäuscht. Aber man merkt: Die Situation liegt ihm auf dem Magen. Die Corona-Situation. Auf einen Schlag waren alle seine Auftritte gestrichen, sein Instrument aus dem Verkehr gezogen, seine Kunst nicht mehr möglich. «ABGESAGT CORONA» steht auf seiner Website entertainers.ch hinter Hänes Terminen.

Im Schnitt seien es etwa sechs Auftritte im Monat, entweder solo als Akkordeonist, zu viert mit seinen Formationen Lido Boys und Fiera Brandella oder beim Theater am Tisch mit den Schauspielern Marcus Schäfer und Diana Dengler. Hinzu kommen Engagements als Theatermusiker. Am Theater St.Gallen hat Häne die Musik zu Stücken von Shakespeare, Beckett oder Tschechow geschaffen, zu Zuckmayers Zirkusstück *Katharina Knie* und zuletzt zu Schnitzlers *Das weite Land*. Im Figurentheater war es das Janosch-Stück *Oh wie schön ist Panama*. Dieses Jahr soll (oder sollte) eine weitere Produktion im Figurentheater hinzukommen, *Die Bremer Stadtmusikanten*. Im Oktober ist (hoffentlich) Premiere, Ende Mai sollten die Proben beginnen. «Wir wären zu viert, das geht gut mit Abstand. Ich bin guter Dinge», sagt Willi Häne.

Wenn der Motor läuft oder stottert

Mit Aufs und Abs hat er Erfahrung – ein bisschen wie die Igel im Stück *Das Weltbild der Igel* des Theaters am Tisch, mehr dazu auf saiten.ch/schaefers-igel. Wer freischaffend unterwegs sei, wisse: «Es gibt gute Monate und scheiss Monate.» Monate, in denen der Motor auf Hochtouren läuft. Und solche, in denen es blöd läuft, «Doppelanfragen und dann Doppelabsagen», Monate, in denen nichts klappen will. Das sei die Realität, auch ohne Corona, «da kommt dann aber niemand und will ein Interview», lacht er. 2019 war insgesamt ein gutes Jahr, die Lido Boys spielten am St.Galler Openair, es gab die Theaterengagements, und wenn es in anderen Jahren auch schon schlechter lief, dann gehöre auch das dazu. «Wir sind tapfer.»

Diese Tapferkeit wird jetzt allerdings gerade auf eine harte Probe gestellt, die bisher härteste in seiner Laufbahn. Für Willi Häne, Mitte 50, war im März wie für alle auf einen Schlag Schluss mit Auftritten, es begann die Orgie von Verschiebungen und Absagen; schwierig für ihn, der auch das Management seiner Bands unter sich hat, schwierig darüber hinaus, dass seine Engagements rund zur Hälfte private Anlässe sind, die durch keine Ausfallmassnahmen des Kantons abgedeckt sind. Aber das Allerschwierigste seien «die Anfragen, die jetzt nicht kommen». Mitte Mai, als wir das Gespräch führen, weiss keiner, wie es mit dem Konzertverbot und dem Versammlungsverbot weitergehen wird. Termine für den Herbst, den Winter sollten gesetzt werden, üblicherweise laufe das rund, eins gebe das andere, «aber seit zwei Monaten kommen null Anfragen. Niemand getraut sich, alle warten ab.»

Seine Ausfälle hat Willi Häne bei der Sozialversicherungsanstalt angemeldet. Auch nicht ganz einfach, sagt er mit Blick auf die Corona-Bürokratie. Zwar gebe es vom Bühnenkünstlerverband und anderen Gremien eine Unmenge Ratschläge und Formulare, aber wenn er die dann genau anschaue, stelle er fest: «Das bin gar nicht ich.» Immerhin: Der provisorische Bescheid der SVA sei positiv, die Tagessätze wurden auf der Basis des Vorjahrs berechnet. Aber was an Aufträgen gar nicht hereinkomme, könne er naheliegenderweise nicht ausweisen. Noch treffe ihn das Ganze im Moment nicht existentiell, sagt Willi Häne. Seine Frau hat ein Einkommen, er selber habe wenig Infrastruktur zu finanzieren, müsse keine Löhne zahlen, sein Instrument ist leichtes Gepäck, seine Fixkosten tief zu halten, sei er gewohnt. «Es kommt nichts herein – aber ich brauche auch wenig».

Schule in Gelassenheit

Was ihn trifft, geht über das Individuelle hinaus ins Grundsätzliche. Typisch dafür war der SVP-Antrag an der Sondersession in Bern, die Soforthilfe für von Corona betroffene Kulturschaffende zu streichen. Den Protestbrief von St.Galler Kulturschaffenden hat er auch unterzeichnet. Einmal mehr werde jetzt in Sachen Coronahilfe kritisiert, Künstler machten bloss «die hohle Hand» beim Staat. Das regt Willi Häne auf. «Wieviel Engagement für wie wenig Lohn die allermeisten Kulturschaffenden investieren, das können sich diese Leute gar nicht vorstellen.» Zum einen sei es bei ihm das erste Mal, dass er überhaupt Unterstützungsbeiträge beanspruche. Zum andern seien unzählige Kolleginnen und Kollegen ebenfalls mit bescheidenen Ansprüchen an die eigene Lebenshaltung unterwegs. «Wer finanzielle Sicherheit sucht, wählt einen anderen Beruf.» Künstlerisch tätig zu sein, sei aus einer materiellen Perspektive gesehen bloss eins: unvernünftig. «Aber wenn Kulturschaffende aufs Geld schauen würden, dann gäbe es keine Kultur.»

Vier Jahre lang hat Willi Häne Strassenmusik gemacht. Eine Schule in Gelassenheit – «wenn es regnet, verdienst du keinen Rappen.» So könnte auch die Coronakrise zwar «ein Schock» bleiben, aber nicht mehr – dann, wenn sie bald einmal vorbei ist. Wenn nicht, dann allerdings sieht es für ihn und seine Profession düster aus. Finanziell und überhaupt: «Als Musiker braucht man Konzerte. Ich will nicht allein für mich üben, ich vermisse das Auftreten, auch den Applaus.» Zumindest kleinere Feste und Anlässe, hofft Willi Häne, sollen bald wieder möglich sein. «Wenn die Ansteckungszahl abwärts geht, dann geht es für mich aufwärts.»

Peter Surber, 1957, ist Saitenredaktor.

Willi Häne

«Weit mehr als eine Gesundheitskrise»

Ausgefallene Engagements, die prekäre Lage der Kultur in Frankreich und die Corona-Situation in Marseille: Tänzerin Lisa Vilret berichtet.

Mit Corona sind mir mehrere Engagements weggebrochen. Ich hätte am Festival Zürich tanzt vom 15. bis 17. Mai teilgenommen, das im März abgesagt worden ist. Unsere Gagen wurden bezahlt und die Aufführung wird im Mai 2021 in die nächste Auflage des Festivals übernommen. Ein weiteres Engagement in Genf ist ebenfalls auf 2021 verschoben worden. In Frankreich arbeitete ich an einem Grossprojekt mit, in Kooperation mit einem Nationaltheater, das in vollem Lauf gestoppt werden musste. Das Projekt umfasste eine Tourneeproduktion, Ateliers mit Amateuren, Interventionen in Schulen und eine filmische Umsetzung. Momentan wird versucht, auch dieses Projekt nächstes Jahr zu realisieren. Was die Sache kompliziert macht, ist, dass die Spielzeit 2020/21 in den Theatern bereits fertig geplant ist. So muss man versuchen, die jetzt verschobenen und die bereits geplanten Aufführungen irgendwie aneinander vorbeizubringen.

Als Tänzerin war es nicht leicht, die Wochen des «confinements», der Ausgangsbeschränkung durchzuhalten. Ich habe jeden Tag via Zoom Yogaunterricht genommen und auch selber Freunde per Zoom unterrichtet. In Frankreich durften wir uns für sportliche Tätigkeiten maximal eine Stunde pro Tag im Umkreis von einem Kilometer bewegen. In diesem Rayon habe ich also meine Joggingrunden gedreht! Und immer dabei: die signierte und datierte Ausgangsbewilligung sowie die Identitätskarte für Polizeikontrollen …

Macrons «année blanche»

Mein Status als Freelancerin im Kulturbereich (in Frankreich «intermittente du spectacle») berechtigt mich zum Bezug von Arbeitslosengeldern. Wir müssen diesen Status jedes Jahr erneuern. Für eine Erneuerung muss man ein Pensenminimum (507 Stunden) ausweisen können. Infolge all der Annulationen erreichen viele jetzt das Minimum nicht, um ihren Status halten zu können.

Vor einigen Tagen hat Präsident Macron von einer «année blanche» gesprochen, die bis August 2021 dauern soll, ein zusätzliches Jahr also, um den Status beibehalten zu können. Das ist gut und beruhigend, bloss gibt es bis zur Stunde weder einen Text noch ein Dekret dazu – und wir können nur hoffen, dass der Präsident mit «année blanche» dasselbe meint wie wir, und die Regierung nicht mit Wörtern spielt.

Es gibt allerdings auch zahllose im Kulturbereich tätige Leute, die von den Behörden vergessen werden, Teilzeitangestellte, Arbeiterinnen auf Abruf, Saisonniers, alle jene, die mit Unterbrüchen angestellt sind in der Hotellerie, der Gastronomie, der Reinigung, dem Hausdienst, der Sicherheit etc. Ihre Situation ist bis jetzt in keiner Weise berücksichtigt worden. Einige haben bereits ihre Arbeitslosengelder ausgeschöpft und sind bei der Sozialhilfe gelandet. Und dazu gibt es viele freischaffende Künstlerinnen und Künstler aller Sparten, die nicht vom Status der «intermittentes» profitieren … wie sollen sie in dieser Krise überleben?

In Frankreich waren wir jetzt zwei Monate im Lockdown. Am 11. Mai gab es die ersten Lockerungen, was den Ausgang und das Maskentragen betrifft. Die Schulen sind wieder offen, die Leute, die arbeiten können, arbeiten und so weiter.

Mit leerem Kühlschrank

Marseille ist eine Grossstadt. Es gibt Quartiere im Stadtkern, die enorm unter der sozialen und ökonomischen Krise leiden. Das Quartier Belle de Mai im dritten Bezirk etwa ist das ärmste Quartier in ganz Frankreich. Corona hat die strukturelle Krise, die hier herrscht, noch verstärkt. Viele Kollektive und Nachbarschaftsgruppen haben sich gebildet, um den Familien beizustehen, die vom Staat ihrem Schicksal überlassen werden und ohne das geringste Einkommen dastehen, buchstäblich mit leerem Kühlschrank. Es ist viel Solidarität entstanden. Ich selber habe als Freiwillige beim Hilfswerk Emmaus für Obdachlose mitgearbeitet. Marseille zählt etwa 18'000 Obdachlose, und die Krise der Gesundheitsversorgung hat den Graben der Ungleichheit noch vertieft. Um es in den Worten eines Freundes zu sagen: Die Romantisierung des Lockdowns ist ein Klassenprivileg.

Die Spitäler sind am Rand der Erschöpfung. Seit mehreren Jahren prangern sie die Budgetkürzungen an, protestieren auf der Strasse mit Slogans wie «Das Spital ist tot – reanimiert es!» oder «Hört auf, die Spitäler auszubluten» oder auch «Personal: erschöpft». Solche Demonstrationen werden von der Polizei mit Gewalt unterbunden. Das Problem – wen lässt man sterben, wen versucht man zu retten – existiert seit langem, weil es an Betten und medizinischem Material mangelt.

Ich hoffe, wir geraten nicht in eine neue Welt der ultrahygienischen Ausgrenzung, in der sich die einen vor den anderen in acht nehmen müssen. Die Frage der Gesundheitsversorgung lässt sich nicht trennen von der Frage der ökonomischen, der sozialen, politischen und ökologischen Situation. Was wir aktuell durchmachen, ist weit mehr als eine Krise des Gesundheitswesens.

Lisa Vilret, 1987, hat ihre Tanzausbildung in Poitiers, Bordeaux und in Istres (Provence) absolviert. Sie hat mit Michel Kelemenis, Romeo Castellucci und Cindy van Acker, Ann Van den Broek und vielen anderen Tanzschaffenden gearbeitet. Seit 2012 gehört sie der Schweizer Performancegruppe Rhodia an. Ab 2014 studierte sie an der Universität der Franche-Comté, seit einem Jahr bildet sie sich in Body-Mind-Centering weiter. Sie lebt in Marseille.

Übersetzung des Texts: Peter Surber, Bild: Anais Stein

Lisa Vilret

Demokratie und Gesundheit

Für die Zeiten nach Corona: eine Art Märchen und Reflexionen über Verhältnisse und Zweifelsfälle, samt einer Kritik am Triumph der Gesundheitslogik. Von Rolf Bossart

In Zeiten, als das Streiten nichts mehr half, erzählte man sich gerne die folgende Geschichte: Als die Völker alt und müde geworden und in äusserster Pein und Not von der letzten lösungsorientierten Regierung erlöst worden waren, da sagten sie zueinander: Auf! Lasset uns eine Königin und einen König erwählen, die uns gemeinsam regieren sollen. Und sie schickten Boten aus, ein solches Paar zu suchen, das nichts weiter tun sollte, als jeden Tag zu einem neuen Problem alle Bedenkenträger anzuhören, eine Liste mit dem Dafür und Dawider zu erstellen und diese Liste im grossen Buch der unlösbaren Probleme abzulegen. Solange, bis auf diese Weise alle wichtigen Probleme zu unlösbaren Problemen erklärt worden wären.

Viele Jahre zogen ins Land und als bereits die meisten Boten ergebnislos zurückgekehrt waren, da stand einer von ihnen am äussersten Rand der Welt plötzlich vor einer Hütte, aus der lautes Rufen und Zetern drang. Neugierig trat er ein. Nach langem Warten, da die Streitenden keinerlei Notiz von ihm genommen hatten, räusperte er sich und fragte, ob er behilflich sein könne. «Das verstehst du nicht!», meinte die Frau. «Wie willst du uns helfen, wenn wir uns schon seit unserer Hochzeit vor sieben Jahren nicht einig werden und Tag und Nacht denselben Streit austragen?», fragte der Mann. «Dann seid ihr wohl die Richtigen!», rief der Bote erfreut und erzählte ihnen von seinem Auftrag. Die beiden hörten zu, wiegten den Kopf und fragten dann wie aus einem Mund: «Und dann, wenn alle Probleme in diesem Buch drin sind?» «Ja, was dann?» wiederholte der Bote, und fügte hinzu: «Das ist die Frage, auf die wir auch keine Antwort wissen. Wenn ihr sie aber wisst, dann sollt ihr Königin und König sein.» «Ich glaube fest daran, dass die Probleme nie ausgehen und wir ewig mit Listenmachen und Abheften beschäftigt sein werden», sagte der Mann, worauf die Frau sofort ergänzte: «Aber nein, man muss natürlich diese Listen jeden Abend durchgehen und anzweifeln, dass es sich um unlösbare Probleme handelt, erst dann gehen uns die Probleme wirklich nicht aus.»

Diese Antworten erschienen dem Boten zwar nicht über alle Zweifel erhaben, aber mangels Alternativen und auch weil er in sich einen Funken Glauben spürte, dass es doch die Richtigen sein könnten, brachte er die beiden in die Hauptstadt der Völker. Man empfing sie mit Jubel und Skepsis, zeigte ihnen Thronsaal und Buch und überliess sie sich und den täglich antretenden Bedenkenträgern. Das Königspaar hörte zu, fertigte Listen, heftete sie ab, prüfte sie am Abend und setzte für die zweifelhaften Fälle Arbeitsgruppen ein, die sich wiederum von Expertengruppen beraten liessen und diese wiederum von Laien, und alle zusammen traten irgendwann wiederum vor die Könige und so weiter. Daneben blieb den Monarchen ausgiebig Zeit für ihren eigenen Zank.

Die Bevölkerung hatte sich zwar auch von dieser neuen Regierung wenig erhofft. Und trotzdem wurde man positiv überrascht. König und Königin waren sich zwar niemals einig und fällten daher niemals einen Entscheid, aber alle Probleme wurden ständig und überall von den unzähligen Arbeitsgruppen erörtert, geprüft und erwogen (wobei immer wieder ein Streit darüber entbrannte, ob nun das Prüfen oder das Erwägen die höher zu bewertende Tätigkeit sei), keines ging vergessen, alle wurden wichtig genommen, und da man ob des Debattierens nur noch sehr wenig Zeit zum Arbeiten hatte, kriegten alle Streitzulagen, von denen sich gut leben liess. Diejenigen aber, die nicht streiten wollten, die Harmoniker und die Eindimensionalen, nannte man spöttisch «Streitbrecher» und verbot zum Schutze der Streitenden grössere Ansammlungen von ihnen.

Ab und zu kam irgendeiner von irgendwoher und stellte sich auf irgendeinen Marktplatz, laut rufend: «Ich habe die Lösung für eure Probleme!» Da lachte man und gratulierte ihm, schickte ihn zum Palast, wo man solche Leute stets mit dem grössten Respekt behandelte und sie in gut dotierte Stellungen brachte, für den Fall, dass man ihren Rat brauchen würde. Wobei solche Fälle freilich nur sehr selten eintraten.

Vom Märchen zurück in die Realität: Es wird viel argumentiert und lamentiert in diesen Zeiten. Das ist, wenngleich in der Krise kontraproduktiv und unerwünscht, ganz normal und vor allem irgendwie wichtig. (Wobei diejenigen, die es immer besser wissen, zwar nerven, aber dennoch sehr viel weniger

als diejenigen, die alles Besserwisserei nennen und es wider besseres Wissen besser finden, wenn es niemand mehr besser wissen wollte als diejenigen, die es von Berufs wegen besser wissen sollten.)

Es wird auch mehr gedacht, als man glaubt, und weniger geglaubt, als man denkt, was aber nicht automatisch nur gut ist. Aber es kommt bei alldem auch immer viel weniger heraus, als man befürchtet oder hofft, was natürlich auch für die in diesem Text gemachten Behauptungen gilt. Überhaupt ist von vielem sehr viel weniger vorhanden, als wir meinen, und von anderem sehr viel mehr. Das heisst, diese Krise zeigt, wie alle Krisen, zwar wenig Neues, aber sie macht vielleicht Neues möglich und sicher einige ungeklärte Fragen und einige Verhältnisse etwas klarer: Entscheidungs- und Argumentationsverhältnisse, Kritik- und Widerstandsverhältnisse, Besitz- und Machtverhältnisse, Wert- und Bedeutungsverhältnisse.

Entscheidungs- und Argumentationsverhältnisse

Wo Krise ist, muss mehr entschieden werden, als gut ist für die öffentliche Verwaltung und die Demokratie. Denn der gute Ruf des Entscheidens kommt aus jenen Führungsseminaren, die – unter den verschärften Wettbewerbsbedingungen einer auf Quartalsgewinne ausgerichteten Wirtschaft – die Lehren aus Krieg und Krise zu Lehrsätzen machten. Der strenge Glaube an ein lineares Ursache-Wirkungsdenken, dass also die richtige Entscheidung zur richtigen Zeit das Richtige bewirkt, hat aber den Konstruktionsfehler, dass gerade die Krise, in der es wirken soll, ja nur deshalb eine Krise ist, weil sie aus Dilemmas besteht, die nur schlechte und also auch nur falsche, aber so gesehen auch wiederum nur richtige Entscheidungen zulassen.

Das heisst erstens, dass auch an der richtigen Entscheidung immer etwas Falsches und an der unterlegenen, also nicht gefällten etwas Richtiges gewesen wäre. Und zweitens, dass jede Entscheidung, die – wie jeder Hobbyphilosoph mühelos erkennen kann – angesichts der ungewissen Zukunft stets auf der Grundlage von zu wenig Wissen gefällt werden muss, immer auf den Zufall oder die Vorsehung, auf wohlgesinnte Nachgeborene oder meinetwegen schlampige bzw. ideologische Evaluationsteams hoffen muss, um als gute Entscheidung in die Geschichte eingehen zu können.

Das heisst nun alles nicht, dass es keine Entscheidungen braucht und dass die, die sie fällen, nicht mit Wohlwollen und Vertrauen ausgestattet sein sollten. Aber es heisst, dass ihre Tätigkeit, wiewohl notwendig, auch einen stark pragmatischen und symbolischen Charakter hat und nicht immer sehr weit weg ist vom Würfeln, einer Tätigkeit, ohne die, nach dem berühmten Wort von Albert Einstein, ja nur Gott auskommt. Und es heisst weiter, dass man die Entscheidungen auch in jenem Bewusstsein fällen und bewerten soll, das wir ein Tragisches nennen.

Und daher zeigt die Krise, diese Hochzeit der Exekutive und der Entscheidungen, der Demokratie nicht nur ihre Brüchigkeit auf, sondern vor allem, dass es ihr nicht gut tut, wenn sie zu viele schnelle Entscheide fällen muss. Und dass also Zeiten und Gesellschaften, die nach starken und raschen Entscheiden glauben rufen zu müssen, bald keine demokratischen mehr sein können. Denn so dringend wie das Schaf den Zaun gegen den Wolf braucht die Demokratie Schonräume, in denen endlos gestritten, debattiert, erwogen, gerungen und gezaudert werden kann und wo es tatsächlich die Hauptsache ist, dass man darüber geredet hat. Das heisst, es kommt darauf an, dass das, was normalerweise der Fall ist, ein Zweifelsfall ist – was nicht der Fall ist, wenn Zweifel auf keinen Fall erwünscht sind.

Die glückliche Demokratie verhält sich nach der Krise wie die jüdischen Gelehrten Hillel und Schammai. Diese stritten sich während zwei Jahren darüber, ob es gut oder schlecht sei, dass der Mensch erschaffen worden sei. Sie kamen zu keinem Ergebnis, so dass sie sich nur mit einer Abstimmung behelfen konnten. Die Abstimmung gewann Schammai, der behauptete, dass es besser gewesen wäre, wenn der Mensch nicht erschaffen worden wäre. Ein weiser Entscheid, denn so konnte man sich darauf einigen, dass die Lage mies war, man es besser gewusst hätte als Gott und jetzt aber, da der Mensch leider einmal da sei, das Beste aus dem Schlamassel machen müsse. Und immerhin sei man ja nicht selber verantwortlich und könne daher Gott zur Rechenschaft ziehen, was, wenn man es näher bedenke, doch eine komfortable Lage sei, eine Art Grandhotel am Abgrund oder de Füfer und s'Weggli. Diesem positiven Pragmatismus konnte schliesslich auch Hillel zustimmen.

Nicht auszudenken dagegen, wenn Hillel gewonnen hätte: Wer, wenn es einfach gut wäre, dass der Mensch erschaffen worden ist, hätte dann auf die Leidenden und die Miesepeter gehört, wer hätte ihnen das Gefühl gegeben, dass sie zwar recht hätten, aber dass man jetzt halt trotzdem vorwärts schauen müsste; vielmehr hätte man den ganzen miesen Zirkus, der die Welt nun einmal ist, dauernd schönreden müssen, und die Stänkerer hätten die Faust im Sack gemacht und wilde Theorien darüber verbreitet, wem dieses positive Getue am meisten nütze, und plötzlich wären es diese gewesen, die den Menschen so mies erschaffen hätten, nur um ihn im Regen stehen zu lassen und sich an ihm zu bereichern und zu belustigen.

Kritik- und Widerstandsverhältnisse

Man sieht, wie wichtig es ist, dass in der Demokratie erstmal alles schlecht geredet wird, dass man allen Klagen Raum gibt und allen Klägern recht, denn niemand klagt, wenn er sich nicht schlecht behandelt fühlt, und die Demokratie, wenn sie gut ist, muss alle schlecht behandeln. Eine positive Grundstimmung mag gut fürs Geschäft sein, für die Demokratie ist das nichts. Das heisst, die einzig richtige demokrati-

sche Aufarbeitung des Corona-Krisenmanagements beginnt mit der Feststellung, dass das alles ein Debakel war, und endet damit, dass man in dieser schwierigen Lage sicher nach bestem Wissen und Gewissen entschieden hat und man jetzt halt aber das Beste daraus machen müsse. (Bitte nicht umgekehrt, denn das hiesse, dass man die schwierigen Punkte, statt sie zu relativieren, verleugnen und verdrängen müsste und die nächsten Fehler in der nächsten Krise nicht wider besseres Wissen machen würde, wie es üblich ist, sondern nach besten Wissen und Gewissen oder «sehenden Auges», wie man die gouvernementale Selbstgerechtigkeit früher genannt hat.)

Besitz- und Machtverhältnisse

Damit nicht alles, was man über das Streiten und Entscheiden in Krisen und Demokratien sagen kann, zynisch oder sinnlos ist, gehört die Balance und der Ausgleich der Besitz- und Machtverhältnisse zur stetigen Sisyphusaufgabe jedes demokratischen Staates, da wirklich demokratisch gestritten nur werden kann, wo die Existenz von allen gesichert ist. Alles andere ist Klassenkampf und nicht Demokratie.

Demokratie kann also auf Dauer nicht nur ausserhalb von Krisen funktionieren, sondern auch nur dort, wo Klassenkämpfe nicht nötig sind, was freilich in kapitalistischen Ökonomien, in denen wir ja alle leben, nur höchstens halb und halb der Fall sein kann und daher die Demokratie auch von daher betrachtet bloss ein prekärer Zustand ist. Kommt hinzu, dass in der Krise sich immer nur alles, was da ist, nochmal akzentuiert, dass also in der Krise noch verstärkt gilt: Wer hat, dem wird gegeben und wer nicht hat, dem wird auch noch genommen, was er hat.

Ob die Immobilienfirmen, die über Jahrzehnte von niedrigen Kapitalzinsen und gigantischen Mieten profitiert haben, zu Zinserlass gezwungen werden dürfen oder ob die Dividendenzahlungen trotz staatlicher Hilfen an die entsprechenden Unternehmen verboten werden können, das sind selbstverständlich demokratische Dispute, für die sich auf beiden Seiten stichhaltige Argumente finden lassen.

Wenn die umstrittenen Entscheide aber meistens und absehbar zu Gunsten der besitzenden Klasse ausfallen und wenn die Mittel, die für umkämpfte Debatten ausgegeben werden können, diese Debatten entscheidend beeinflussen, wenn die Verflechtungen von Regierung und Parlament mit den besitzenden Klassen sehr eng sind usw., dann sind die strittigen Fragen, um die es in der Demokratie gehen muss, stärker vom Klassengegensatz geprägt, als es die Demokratie ertragen kann.

Die Schweiz hat vom vielen Geld, das sie hat, zwar wirklich viel für viele locker gemacht, aber nebst Mieterlass und Dividendenverbot wäre es nach der Krise für den Ausgleich das Mindeste an ökonomischer Solidarität, dass alle, die keinen Verdienstausfall während der Krise zu beklagen hatten oder gar daran verdient haben, je nach Lohnniveau eine Umverteilungs-Sondersteuer bezahlen sollten.

Wert- und Bedeutungsverhältnisse

In einer Krise zeigen sich die wahren Werte, sagt man. Doch nicht immer ist das, was einem die Aussenwelt als wahre Werte aufdrängt oder das, was man aus der eigenen Innenwelt so aufsteigen sieht, dasselbe – geschweige denn beruhigend. Freude herrscht, wenn das, was nun alle wollen, bei mir im Überfluss vorhanden ist: Gold oder Klopapier. Angst, wenn ich feststelle, dass ich das, was ich jetzt ganz dringend brauchen würde oder was mir alle einreden, dass ich es brauche, nicht habe: finanzielle Absicherung oder Familie. Verwirrung schliesslich, wenn ich das, was sich in mir so eindringlich meldet, eigentlich nicht gutheissen kann: Sicherheitsattacken oder Misstrauen.

Die wahren Werte können sich gegenseitig verstärken oder auch bekämpfen oder beides miteinander. Letzteres gilt besonders in der Coronakrise für zwei der wichtigsten «wahren» Werte unserer Gesellschaft: das Kapital und die Gesundheit.

Trotz ihres unaufhaltsamen Aufstiegs seit der Neuzeit war die Gesundheit meistens die Magd des Kapitals. Die von Georg Seesslen beschriebenen vier grossen Angst-vor-dem-Sterben-Industrien, die einen Grossteil unserer Wertschöpfungsketten bestreiten, machen dieses Verhältnis überdeutlich: erstens die Sport-Gesundheits-Wellness-Industrie, zweitens die Spital-Pflegeindustrie, drittens die Versicherungs-Präventionsindustrie, viertens die Waffenindustrie. Mit dem Wort «Industrie» grenzt Seesslen ein an gewöhnlichen Bedürfnissen orientiertes Angebot ab von einem Geflecht aus Wettbewerb, Überangebot, Innovations- und Rationalisierungszwang, dem alle diese Bereiche heute unterliegen. Abgesehen von der vierten, werden alle diese Industrien hauptsächlich vom Wunsch nach vollkommener und immerwährender Gesundheit in Schwung gehalten und vorangetrieben.

Selbstverständlich war Gesundheit immer ein hohes Gut. Aber es war ein Gut unter anderen und vor allem eines, über das man nur sehr beschränkt selber verfügen konnte. Problematisch wird die Konzentration auf die Gesundheit dann, wenn sie als vollständig herstellbare Ware erscheint. Während es früher hiess: Gesundheit ist ein Geschenk, hiess es bald einmal: Ich sollte etwas für meine Gesundheit tun. Früher fragte man: Was nützt mir die Gesundheit, wenn die Seele Schaden nimmt? Später sagte man: Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts. (Schopenhauer) Und heute heisst es: Gesundheit ist das höchste Gut.
Früher hiess es für fast alle, Gesundheit kannst du nicht kaufen. Heute sagen das immer noch alle, aber es gilt nur noch etwa für die Hälfte der Menschheit. Früher sagte man trotzig: Meine Gesundheit ist meine Sache. Heute heisst es: Ungesundes Verhalten schadet allen. Früher hiesss es: Das Alter bringt Gebrechen. Heute heisst es: Gebrechen im Alter hat nur, wer in der Jugend nicht vorsorgt.

Der Medizinethiker Giovanni Maio hat in einem Beitrag mit dem Titel «Gesundheit als oberstes Gut?» nebst dem enormen medizinisch-technologischen Fortschritt den zweiten Grund für diese Verschiebungen benannt: «Solange der Wert jedes einzelnen Menschen davon abhängt, ein gelingendes Leben vorzulegen, und solange das Gelingen von den Parametern der Leistungsgesellschaft abhängt, erlangt gerade die Gesundheit einen besonderen Stellenwert. Die Gesundheit gilt als unabdingbares Ermöglichungsgut für eine auf Machbarkeit, Mobilität und Aktivität ausgerichtet Gesellschaft.»

Das Revival des Biologischen und die verlorene Würde der Toten

Aber der enge Fokus auf Gesundheit hat eine schliessende Tendenz. Das heisst: Innerhalb der Gesundheitslogik gibt es wenig Platz für andere Logiken. Alles, was dagegen gesagt werden kann, stellt sich nicht nur ausserhalb der Rationalität, da man vernünftigerweise nichts gegen Gesundheit haben kann, sondern auch ausserhalb der Moral oder der Solidarität, da die eigene Gesundheit immer auch, sei es wegen der Kosten, der Ansteckungsgefahr, dem Pflegeaufwand usw., die anderen in Mitleidenschaft zieht. (Auch hier gilt es, Vorsicht walten zu lassen gegenüber sogenannten «Lehren aus der Pandemie». Das eigene Gesundheitsverhalten mit dem Solidaritätsbegriff zu koppeln ist zwar in einer Pandemie sinnvoll, grundsätzlich aber eine problematische Verbindung.)

Es liegt in der Natur der Sache, dass in der Coronakrise diese schliessende Seite der Gesundheitslogik eine starke Wirkung entfaltet hat. Zudem konnte man sehr gut sehen, wie unter dem Vorzeichen, dass es nicht nur die anderen im fernen Asien, sondern jeden zu Hause treffen kann, phasen- bzw. schichtweise die Gesundheitslogik über die sonst übermächtige Kapitallogik triumphierte.

Die Freude darüber sollte aber gedämpft bleiben. Denn mehr noch als dem Kapital kann man der Gesundheitslogik anlasten, dass sie wählerisch ist. Und wo immer in der Geschichte der Menschheit die Biologie über den Geist triumphiert, tritt das gemischte Doppel «Auswahl» und «Ausschluss» in die Arena. Wie schnell gruselt uns in unseren lichtdurchfluteten, weiss gekachelten Neubauten doch vor dem «zusammengepferchten» Leben in den engen Gassen der Armenviertel (wobei wir das Gruseln auch gerne mit Mitleid verwechseln) oder vor der «mangelnden» Hygiene der (kranken) Nachbarn oder Passanten. Der stets problematischen, religiösen Unterscheidung von rein und unrein, die aber immer Körper und Geist meinte, und gegen deren biologistische Zuspitzung sich schon Jesus mit dem polemischen Wort: «Nicht das, was durch den Mund in den Menschen hineinkommt, macht ihn unrein, sondern was aus dem Mund des Menschen herauskommt», zur Wehr setzte, droht ein rein biologisches Revival.

Selbstverständlich ist es nicht so, dass dieses Virus in die Welt gesetzt wurde, um die Menschen ihrer Freiheitsrechte zu berauben und sie zu kontrollieren. Die Zeit, die wir bisher mit dem Virus verbringen mussten, zeigt uns aber nicht mehr und nicht weniger als ein Extrembild einer Gesellschaft, die die Gesundheit ihrer Bürgerinnen und Bürger sehr stark kontrolliert.

Der Verschwörungsfuror und die Fundamentalopposition der Impfgegner und der Gegnerinnen der daten- und computergestützen Spitzenmedizin gefährden ernsthaft ihre Errungenschaften gegen schlimme Krankheiten. Aber wer im Kampf gegen diese Meinungen selber keine Unterscheidungen macht zwischen Kinderlähmung und Masern, zwischen Covid-19 und Malaria, zwischen Seuchenschutz und Handy-Tracking, erzeugt die eine Unvernunft durch die andere. Bei beiden Gruppen ist ja die Grippe eine wohlfeile Referenzgrösse: Wo diese phantasieren, Corona sei nicht mehr als eine Grippe, glauben jene zeigen zu müssen, für wie viele tödliche Ansteckungen nicht gegen Grippe geimpftes Pflegepersonal in Spitälern verantwortlich sei. Hier wie dort handelt es sich um Reinheitsphantastiker, die auf das Biologische fixiert sind: Die einen glauben an die reine Natur, die anderen an die reine Kontrolle der Natur.

Was befürchten jene, was verteidigen diese? Zu verteidigen ist der Schutz jeden menschlichen Lebens mit allen uns zur Verfügung stehenden Menschen und Mitteln. Zu befürchten ist, dass die Mittel nach dem Stand der heutigen Technik das zu schützende Leben auf eine Art und Weise rationalisieren, vermessen, verzwecken, entkleiden und parzellieren, dass davon manchmal nur das berühmte nackte (Über-)Leben übrig bleibt.

Doch was braucht es, damit es nicht nackt ist? Reicht allein die Selbsterhaltung, oder muss es Selbsterhaltung in Würde sein? Wieviel medizinische Fremderhaltung erträgt die Würde? (Kann die Medizin nicht immer gleichzeitig zu wenig und zu viel?) Ist Würde Sache der Einzelnen oder Aufgabe der Gesellschaft? Hat nicht auch der Tod, den wir ein ganzes Leben wie den Leibhaftigen abwehren, um ihn am Ende doch (mit Exit?) selber zu rufen, ein gewichtiges Wort über die Würde des Menschen mitzureden? Und sind wir nicht gerade dort so ratlos wie keine Kultur und keine Gesellschaft vor und neben uns? So ratlos, weil wir nicht mehr glauben, was seit 6000 Jahren alle Menschen geglaubt haben, dass den Toten genauso viel Ehre und Raum gebührt wie den Lebenden? Ist nicht das ewige Leben, das wir uns nur noch als ewige Langeweile vorstellen können, auch deswegen zur sportlichen Diesseitsutopie geworden, weil wir uns vom Jenseits nichts mehr erhoffen – vielmehr die Toten als solche betrachten, die wir nicht nur verloren haben, sondern die auch verloren sind? Ist das Leben nackt, wenn auch die Toten nackt sind?

Rolf Bossart, 1970, ist Publizist, Gymnasiallehrer und Theologe aus St.Gallen.

Soldat Zürcher verdient sich ein Abzeichen

Guten Morgen zusammen!
Ich sitze gerade im Zug Richtung Süden: Wurde gestern Abend für einen Armee-Einsatz aufgeboten. Die einzigen Informationen, die ich habe, sind, dass ich um 10 Uhr beim Waffenplatz sein muss. Was ich genau machen muss, wo ich eingeteilt bin und für wie lange ich bleiben werde – alles noch offen.
Wollte euch nur kurz Bescheid geben, da ich mich währenddessen dem Studium sicherlich nicht gross widmen kann.
*Beste Grüsse, Arthur**

Dieses Rundmail schicke ich am 17. März um 07:16 Uhr an meine Professor*innen. 13 Stunden vorher hat man mich per SMS zum Dienst aufgeboten: «Schweizer Armee. Mobilmachung. CORONA 20. Einrücken: 17. März 2020, 1000.» Militärisch kurz und präzise. Oder vielleicht doch nicht: Obwohl am Schluss noch der Ortsname angegeben ist, halten einige die Einrückzeit 1000 für eine Postleitzahl und fahren nach Lausanne statt ins Tessin.

Ein paar engvertrauten RS- und WK-Kamerad*innen schreibe ich sofort nach Erhalt des Aufgebots: Lagebericht. Ich will wissen, wer sonst noch einrücken muss. Fast alle, die Teil der Sanitätstruppen oder der Spitalbataillone sind, müssen sich einsatzbereit machen. Einige Kamerad*innen, die noch kein Mobilisierungs-SMS erhalten haben, schalten ihr Mobiltelefon sicherheitshalber auf Flugmodus.

Ich verabschiede mich von meinen WG-Mitbewohner*innen. All mein Militärkram ist bei meinen Eltern im Keller gebunkert. Mit den Kamerad*innen bespreche ich, was denn wirklich gebraucht wird: Als erfahrene Armeedienstleistende wissen wir, dass normalerweise nur ein Bruchteil der Ausrüstung tatsächlich zum Einsatz kommt. Das wird jetzt nicht anders sein. Wir werden wohl in Krankenhäusern oder anderen zivilen Institutionen Unterstützung leisten, wie der Bundesrat mitgeteilt hat. Daheim bleiben Kampf- und ABC-Material wie die Grundtrageeinheit, die Gasmaske und die schwarzen Latex-Schutzhandschuhe – die missglückte Variante eines BDSM-Outfits. Das Gewehr brauche ich eigentlich auch nicht. Virenbekämpfung mit scharfer Munition will mir nicht recht einleuchten. Die Führung sieht das anders. Ich entschliesse mich für einen Kompromiss: Das Gewehr kommt mit, dafür nehme ich einen Zug später.

Besser spät als nie

Mit einer leichten Unpünktlichkeit im Tessin angekommen, deponieren wir unser Material auf den Parkplatz vor dem Militärgebäude, erledigen Administratives und warten auf Befehle. So ist das im Militär: Seit über fünf Stunden sitzen wir jetzt hier und erhalten weder Informationen noch Mittagessen. Die nächste Kaserne mit Küchenpersonal und genug Nahrungsmitteln befindet sich nicht einmal zehn Minuten entfernt. Den abgesteckten Sektor – den Parkplatz – dürfen wir aber nicht verlassen. Die Truppe verschafft ihrem Frust mit gehässigen Kommentaren und inkorrekten Tenues Luft. Das lernt man schon in der RS: Nichts treibt pseudo-autoritäre Vorgesetzte mehr zur Weissglut als falsch geschnürte Kampfstiefel oder verkehrt herum getragene Tarn-Mützen. Einige rufen aus: «Fuck off! Ich habe echt keinen Bock auf eure Militär-Kacke! Schwachsinnig und unnötig sowas!» Wenigstens etwas, das mich kurzzeitig heiter stimmt.

Der Einsatz dauert bereits zwölf Stunden, als wir uns doch noch in Bewegung setzen. Draussen wird es kälter und unsere Mägen knurren immer lauter. In Duros werden wir zur Kaserne transportiert. Zu Fuss wären wir in einer Stunde dort gewesen. Da im Hauptgebäude eine Rekrutenschule stationiert ist, werden wir in die Turnhalle verwiesen. Mit zwei Metern Abstand zueinander rollen wir unsere Schlafsäcke aus. Der Kadi begrüsst uns, spricht aber nur die diensthabenden Männer an: «Ich bin mit der Organisation bisher wirklich zufrieden, weiter so Jungs. Das Vaterland braucht euch jetzt!» Wir schütteln den Kopf. In den Sanitätstruppen und Spitalbataillonen hat es viele Frauen.

Zuletzt soll es doch noch Essen geben. Anstatt wie angenommen in die Cafeteria geschickt zu werden, wird unser Mahl in Kartonschachteln in die Turnhalle getragen. Zur Vorspeise einige Snacks und als Hauptgericht: eine verbeulte Dose Chili con Carne pro Nase. Für die Vegetarier*innen unter uns gibt es keine Alternativen. «So schlecht schmeckt es gar nicht», reden wir uns ein. Nach der Verköstigung reihe ich mich in die Schlange für die Abendtoilette ein. Für die rund 200 Armeeangehörigen hier gibt es nur zwei Toiletten, was auch unter nicht-pandemischen Umständen unzumutbar ist. Corona-Hygienevorschriften sind so sicherlich nicht umsetzbar. Ich versuche auf dem Hallenboden eine angenehme Schlafposition zu finden und schliesse meine Augen. Was der nächste Tag wohl bringt? Ziemlich sicher weiss es noch nicht einmal unsere Führungsriege.

Um 8 Uhr gibt es Frühstück, das aus den übriggebliebenen Snacks vom Vorabend besteht. Wir stehen rum, warten. Niemand weiss, auf wen oder auf was. Dann beginnen die Gruppenführer*innen mit einer improvisierten Einsatzausbildung. «Wieder ein schönes Beispiel für die altbekannte Beschäftigungstherapie», raunt eine Soldatin. Zum Mittagessen gibts wieder eine Dose Chili con Carne. Das gleiche Spiel wie gestern: Sackmesser mit Dosenöffner zücken und dem kalten Doseninhalt so viel Geschmack wie möglich zusprechen.

Um 22 Uhr wird im Dunkeln eine Fassstrasse vorbereitet. Alle schnappen sich ein Gericht in Beutelform. Beutel aufreissen, heisses Wasser aus dem Bidon einfüllen, Beutel wiederverschliessen, gut schütteln und mit dem Plastikbesteck auflockern und geniessen – auch als Anleitung auf den Beuteln nachzulesen. «Schmeckt besser als die Chilis», sage ich. Hinter mir ruft einer begeistert: «Das verteilen sie auch den Spezialeinheiten!» Ohne jegliche Vorankündigung ziehen wir nun doch noch in eine Kaserne um. Das heisst Betten, Duschen und eine normalere Essensversorgung; nichts Spezielles, aber in diesem Augenblick sehr begehrenswert.

Mit geladener Waffe

Nun fängt der Alltag an: Zuerst fassen wir Material. Kennt man aus den WK. Zimmerordnung erstellen – wird später kontrolliert. Auf den üblichen Militärtrott reagiert die Truppe unterschiedlich. Die Reservist*innen unter uns kümmern sich per se nicht um solche Lappalien. Die Hamburger – militärisch für

diejenigen, die ihren ersten WK absolvieren – hingegen machen sich sofort an die Arbeit. Die Küche arbeitet das übliche Menü ab: Gnocchi, Hackbraten und Vegiplätzchen.

In den nächsten paar Tagen stehen verschiedene Sanitätsübungen an – theoretisch sollten uns diese auf den Einsatz vorbereiten, doch nur ein Bruchteil der Ressourcen wird der Auffrischung pflegerischer Konzepte gewidmet. Viel wichtiger scheint es, dystopische Kriegsszenarien durchzuspielen. Innert kürzester Zeit müssen wir ein MSE-2-Zelt – ein modulares sanitätsdienstliches Element – aufstellen. Ein Offizier meint, man müsse sich den jetzigen Umständen anpassen und einige von uns mit geladenen Waffen patrouillieren lassen, um sich vor Feinden zu schützen. Scharfe Wache beim Zeltbau! Leider kein schlechter Scherz.

Nebenher werden wir nun auch in italienischer Sprache unterrichtet – der bei unserer Deutschschweizer Einheit bitter nötig ist. Nach vier oder fünf Stunden Sätzchen pauken und Zahlen büffeln ist aber wieder Schluss. Weitere Kurse werden aus der Planung gestrichen. Also wieder zurück zum MSE-2.

Bei uns stehen rund 40 Soldat*innen in der Turnhalle unter Quarantäne. Es wurde entschieden, dass sie in unsere Unterkünfte integriert werden – isoliert. Dies führt zu chaotischen Stunden, da alle von den Änderungen betroffen sind. Niemand schläft nach dieser Umzugsaktion im selben Bett wie vorher, auch wenn manche noch im gleichen Zimmer untergebracht sind. Mich verschlägt es in das Gebäude, in dem auf den untersten und obersten Etagen die Gesunden einquartiert sind und sich in der Mitte die Quarantäne mit den potentiell Infizierten befindet. Obschon sie sich nur in ihrem abgesperrten Trakt aufhalten sollen, sehen wir sie auch ausserhalb dieser Zone. Vielleicht mit ein Grund, weshalb später eine weitere Handvoll Soldat*innen in die Quarantäne muss.

Die Stimmung kippt

Seit neun Tagen bauen wir nun unablässig Sani-Elemente auf und ab. Ein Video, das die Armee in Sozialen Medien veröffentlicht, macht heute in den Kasernen die Runde. «Ich bin stolz auf euch!», beginnt Korpskommandant Aldo Schellenberg in seiner Botschaft, um dann prompt nachzuschieben, dass der Einsatz für alle Truppen bis mindestens am 30. Juni andauert. Boom! Eingeschlagen wie eine Bombe. Über die Einsatzdauer werden wir nicht einmal vom eigenen Kader informiert. Die Mannschaft ist sauer. Die Lösung dafür: zum Feierabendbier noch ein paar mehr dazu; und zusätzlich noch Gin Tonics im Zimmer. Das Kader ist mit der Situation überfordert. Die Meuterei bleibt aber aus.

Vier Tage später kommt sogar Freude auf. Vor ein paar Stunden haben wir erfahren, dass wir in einem nahegelegenen Krankenhaus für drei Wochen aushelfen werden. Sehr spontan, doch geht es vielen wie mir: froh, einige Tage dem Militäralltag entkommen zu können. Wir sind auf verschiedenen Stationen im Krankenhaus verteilt, haben reguläre Schichten und können unseren Feierabend geniessen: in Trainerhosen und T-Shirts.

Wir putzen, räumen auf und desinfizieren den ganzen Tag. Es ist eintönig, doch im Vergleich zum Militär um Längen besser. Ich freunde mich mit den Pflegerinnen auf meiner Station an; man kommuniziert in allen Landessprachen und auf Englisch. Irgendwie geht es. Ich mag es, immer wieder zwischen den Sprachen zu wechseln und nutze die Chance, etwas Italienisch zu lernen. Bald schon sage ich mehr als nur «buongiorno» und «come posso aiultare?». Warum die Armee solche Aufgaben erledigen soll, bleibt schleierhaft. Zivilkräfte könnten das mindestens so gut. Immerhin sind die Pflegekräfte froh um ein bisschen weniger Putzarbeit.

Die drei Wochen im eigentlichen Einsatz vergehen wie im Flug. Nun heisst es «Back to Reality». Wir sind wieder hier. Machen schon wieder nichts. Wir haben viel Freizeit, was die Angewöhnungsphase vereinfacht. Die Langeweile hat uns fest im Griff. Wir spielen Kubb, Brettspiele oder zocken «Call of Duty», gehen joggen oder machen eine kleine Fahrradtour. Die Freizeitangebote ähneln einem Sommerlager – nur die Uniform erinnert noch an die Armee. Gibt es nochmals Aufträge? Oder geht das jetzt bis Ende Juni so weiter?

Endlich lichtet sich das Ganze. Die Armee gibt nach einem Monat einen «Rückzugsplan» bekannt, und somit die schrittweise Entlassung ihrer Soldat*innen. Diejenigen, die Familienangehörige zuhause pflegen müssen, in «systemrelevanten» Branchen arbeiten oder in Kleinbetrieben tätig sind, sind zuoberst auf der Liste. Danach folgen die Student*innen. Ich werde in einer zweiten Welle mit 15 anderen Soldat*innen entlassen.

Und dann der Abstrich

Das Entlassungsprozedere läuft folgendermassen: Das ausgefasste Material wird meist ungenutzt abgeben. Dann der äusserst unangenehme Virus-Abstrich. Noch nie war mir die Verbindung zwischen Nasennebenhöhlen und Rachen so bewusst. Der Kompaniekommandant verabschiedet «seine Jungs» ins zivile Leben und ist erneut mächtig stolz.

Als Zeichen der Wertschätzung erhalten alle ein Inlandeinsatz-Ribbon zum Anheften an den Ausgänger: grün, rot und weiss. «Wir sollen es ehrenvoll tragen», legt er uns ans Herz. Ich stecke es in meine Hosentasche. Ein Kamerad, der eine Woche später entlassen worden wäre, muss nochmals in die Quarantäne, da jemand aus seinem Detachement positiv getestet wurde. Heisst: zehn Tage in der Turnhalle ausharren. Was für ein Pech. Die positive Nachricht für mich: alle Abstriche negativ. Ich darf nach Hause.

Nach 41 meist sinnfreien Diensttagen sitze ich endlich im Zug Richtung Norden. Es regnet aus allen Wolken, die tief über dem Gotthard und dem Vierwaldstättersee hängen. Ich bin wieder ich. Zwar müsste ich auf Geheiss innert 24 Stunden wieder einrücken, doch bisher kam kein weiterer Marschbefehl. Fingers crossed. Das Ribbon habe ich nicht mehr angeschaut – ausser einmal kurz, um dessen Farben beschreiben zu können. Das war es also: sechs Wochen Beschäftigungstherapie, obwohl ich die Zeit für die Uni gebraucht hätte. Und das alles für ein Abzeichen. Die Absurdität des Ganzen lässt mich rückblickend schmunzeln.

***Soldat Arthur Zürcher heisst natürlich nicht so. Weil seine Erlebnisse im Militäreinsatz aber strengster Geheimhaltung unterstehen, figuriert der junge Student aus einer Stadt im Mittelland hier anonym.**

Gewerbemuseum
Winterthur

Federn –
wärmen, verführen,
fliegen
1.12.19 –1.11.20

Anna Rubin –
In die Luft gebaut
1.3.20–22.11.20

Verlängert!

www.gewerbemuseum.ch

GEWERBEMUSEUM

© Lucy Glendinning / © Seamus Murphy

Selim
mediterran

2.6.
4.10.20

Kunstmuseum Appenzell

Öffnungszeiten
Dienstag bis Freitag von 10 bis 17 Uhr
Samstag und Sonntag von 11 bis 17 Uhr

Unterrainstrasse 5
CH 9050 Appenzell

kunstmuseumappenzell.ch

Heinrich Gebert
Kulturstiftung Appenzell

Wir wissen noch nicht wie,
aber wir arbeiten dran.
Ab 8. Juni sind wir hoffentlich
wieder für Sie da!

KINOK – Cinema in der Lokremise
St.Gallen, KINOK.CH

Schwarz und weiss, Wand an Wand im Studenten-Wohnheim: Die Flaschenpost aus Bloemfontein, Südafrika.
Von Niklaus Reichle und Florian Elliker
44

Prügelknabe China: Ein Gespräch mit dem Soziologen und China-Kenner Patrick Ziltener zum westlichen China-Bashing.
Von Harry Rosenbaum
46

SCHWARZ UND WEISS,

Wir verlassen das Flugzeug und gehen über die Piste zum Terminal. Bloemfontein liegt auf einer weiten Hochebene im südlichen Afrika, dem *highveld*; Grasland und *farmlands* soweit das Auge reicht. Der Winter ist sonnig und kalt, im Wind liegt trockene Erde. Die karge Provinzstadt Bloemfontein zieht nicht sonderlich viele Touristen an. Rasch hat sich die kleine Passagiergruppe aufgelöst, der Flughafen liegt einsam da. Wir fahren mit dem Taxi in die Stadt.

Pieter und sein Auto haben schon bessere Zeiten gesehen. Die Karosserie ist zerbeult und angekratzt, die Türen klemmen, die Sitzpolster sind aufgerissen und ausgebleicht. Er wirkt müde, Viertagebart, zerknittertes Hemd, die Fingerknöchel sind angeschwollen, er rutscht auf dem Sitz dauernd nach vorne und hinten, muss sich während seiner Zwölfstundenschichten bewegen.

Er raucht zum halboffenen Fenster hinaus und erzählt uns, wie er in den 90er-Jahren seine Stelle in der Provinzverwaltung verloren habe und danach seine ganze Pension, die er in sein Unternehmen gesteckt hatte. Eine blühende Stadt sei es gewesen, sagt er, mit lebendigen Wohnquartieren, man habe sich frei bewegen können. Heute aber sei alles abgeriegelt und die Kriminalität sei hoch. Er spricht von vielen Dingen, aber immer wieder vom wirtschaftlichen Niedergang der letzten Jahre. Pieter, Ende 50, ist weiss, seine Muttersprache ist Afrikaans. Er ist Teil jenes Bevölkerungssegments, das seit dem Ende der Apartheid zunehmend unter Druck geraten ist.

In der «weissen Wolke»

Südafrika ist auch rund 30 Jahre nach dem Ende der sogenannten «Rassentrennung» noch in vielerlei Hinsicht ein gespaltenes Land. Schwarze Townships und weisse Gated Communities sind Realitäten, die sich trotz aller Veränderung weiterhin halten. Als Ausländer bewegen wir uns in einer weissen Wolke.

Die Distanzen zwischen unserer gemieteten Wohnung und dem klimatisierten Restaurant überbrückt der PW. Das Auto als Vehikel hält im Alltag die Separierung verschiedener Bevölkerungsgruppen auch dort aufrecht, wo die städtischen Gebiete eigentlich durchmischt sind. Eine Fahrt auf der Autobahn führt uns an Townships vorbei.

Unser Ziel ist die University of the Free State. Das Areal am Rande von Bloemfontein ist so angelegt, dass man sich wenn immer möglich mit dem Auto fortbewegt. Sicherheitsgates und Stacheldraht bezeichnen die Grenzen des Campus. Ein Ort zum Hin- und Wegfahren. Viele Studenten reisen täglich an und fahren abends wieder nach Hause. Es sei denn, sie wohnen in einem der Studentenwohnheime, die über das weitläufige Areal verteilt sind.

Von aussen erscheinen uns diese als monolithische Wohnburgen. Drinnen reiht sich in langen Gängen Zimmer an Zimmer. Es sind eindrückliche Bauten, die in ihrer Gestalt eine Geschlossenheit und Gleichförmigkeit der sie bewohnenden Gemeinschaften vermuten lässt. Diese Unterkünfte und die Menschen, die sie bewohnen, sind es, was uns umtreibt und immer wieder nach Südafrika führt.

Der Alltag im Wohnheim

Seit 2013 befassen wir uns wissenschaftlich mit dem Alltag in Wohnheimen an zwei Universitäten Südafrikas. Zwischen lebensweltlichem Nachvollziehen und statistischem Verorten versuchen wir zu ergründen, was es heisst, in diesen Gemeinschaften zu leben.

Obwohl die Apartheid Anfang der 90er-Jahre ihr Ende fand, wurden die Studierenden weiterhin jahrelang entlang ethnischer Kategorien auf «weisse» und «schwarze» Wohnheime aufgeteilt. Frühe Transformationsversuche scheiterten am Protest der Studenten. Erst seit 2011 werden hier die Wohnheime durchmischt. Dies führt immer wieder zu Konflikten und Unsicherheiten, mitunter aber auch schönen Momenten.

Im Wohnheim treffen die unterschiedlichsten Realitäten aufeinander. Da ist Khanyo aus dem Township Mangaung, einem Vorort von Bloemfontein. Nur dank eines Sti-

WAND AN WAND

pendiums kann er studieren. Ein monatliches Budget hat er nicht. Weder verfügt er über Geld für die benötigten Lehrbücher noch kann er sich in den zahlreichen Coffee Shops einen Cappuccino leisten.

Da ist aber auch Reinard, ein junger Afrikaner aus Somerset West. In seinem Zimmer hängt ein Mountainbike an der Wand. Reinard schwärmt vom Nachtleben in der Stadt. Seine Eltern sind Geschäftsleute, die Familie lebt in einer Gated Community, fernab von Khanyos prekärem Alltag. Ausserhalb des Wohnheims trennen die beiden Welten, hier drinnen aber schlafen sie Tür an Tür.

Überwinden räumlicher Segregierung im Kleinen

Das Wohnheim schafft, was sonst kaum irgendwo in Südafrika gelingt. Hier wird die Infrastruktur aus Zeiten der Apartheid, die auch Jahre nach deren Ende eine Siedlungsentwicklung der räumlichen Trennung verschiedener Bevölkerungsschichten begünstigt, auf kleinem Raum überwunden. Khanyo und Reinard sitzen täglich im selben Esssaal, sehen sich bei den Teepausen im Innenhof und wetteifern bei sogenannten «corridor-games». Während sie ausserhalb des Wohnheim-Kosmos selten länger miteinander konfrontiert sind, als es die vielen kleinen Transaktionen des Alltags erfordern (in vielen Fällen beschränken sich in Südafrika die alltäglichen Berührungspunkte zwischen «schwarz» und «weiss» auf Kassen in Supermärkten oder das Bedientwerden im Restaurant), sind sie hier Teil derselben Gemeinschaft.

Unsere Art des Forschens ist im Grunde ein Teilnehmen am Alltag der Studierenden und damit auch ein Mitgehen mit diesen. Wir setzen uns an den Frühstückstisch, schauen dem Rugbyspiel von der Seitenlinie zu, nehmen an Gottesdiensten lokaler Freikirchen teil und führen Interviews.

Die uniforme Bauart der Wohnheime mag Gleichförmigkeit im Alltag suggerieren – bei genauerem Betrachten erschliesst sich einem jedoch eine Vielheit an Facetten in diesen vordergründig grauen Kontexten. Und mehr: Wohnheime widerspiegeln im Kleinen viele Problemstellungen, die sich der südafrikanischen Gesellschaft gegenwärtig stellen. Wir sind konfrontiert mit Ängsten, Frustration, erleben aber auch viel Freude. Phänomene, die sich in ihrer Komplexität nur bedingt über das Auswerten von Zahlen oder das Analysieren medialer Diskurse erfassen lassen.

Forschen jenseits stereotyper Dichotomien

In unserem ethnographischen Forschungsprojekt versuchen wir die Dichotomie von «schwarz» und «weiss», die im gesellschaftlichen Alltag so wirksam ist, zunächst zur Seite zu schieben. Oft verdeckt sie mehr, als sie zutage bringt. Wenn man genau hinschaut, sind es viele alltägliche Probleme, die die jungen Erwachsenen im Wohnheim umtreiben. Ebenso häufig, wie Kategorien wie «schwarz» und «weiss», «coloured» und «Afrikaans» relevant sind, spielen sie in vielen Situationen eine untergeordnete Rolle.

Erst wenn es wegen zu lauter Musik oder eines verschwundenen Mobiltelefons zum Streit kommt, blitzen die Unterschiede, die in der Welt da draussen Tag für Tag den Alltag bestimmen, plötzlich wirkmächtig wieder auf. Meist sind sie aber nicht die Ursache solcher Zusammenstösse, sondern vielmehr die sichtbaren Aspekte eingeübter Konfliktmuster, die unter Druck zu Tage treten.

Der Alltag in den Wohnheimen ist komplex und schwierig nachzuvollziehen. Eines ist aber klar: Immer mit dabei ist die konfliktreiche Geschichte, die auch denen unausweichlich im Wege steht, die als *«born free» generation* im demokratischen Südafrika zur Welt kamen.

Niklaus Reichle und Florian Elliker arbeiten am Seminar für Soziologie der Universität St.Gallen und forschen seit 2017 gemeinsam über Studentenwohnheime in Südafrika.

PRÜGELKNABE CHINA

China weckt Aversionen – als Ursprungsland des Coronavirus erst recht. Vorwiegend von rechts wird dem Reich der Mitte unterstellt, es strebe eine neue Weltordnung an. China-Kenner Patrick Ziltener, Soziologe an den Unis Zürich und St.Gallen, äussert sich zum kontroversen Bild der Volksrepublik im Westen und zum China-Bashing. Von Harry Rosenbaum

Wuhan (Bild: Wikimedia Commons)

Corona machte auch ihm einen Strich durch die Rechnung: Wegen der Pandemie musste Patrick Ziltener auf die Führung einer Reisegruppe durch China verzichten, und an der Uni St.Gallen fiel seine für April und Mai geplante öffentliche Vorlesungsreihe über die Volksrepublik ins Wasser. Der einstige Kandidat der St.Galler Grünen bei den Ständeratswahlen hatte sich dafür viel vorgenommen. Er wollte darüber sprechen, wie sich die Volksrepublik im laufenden Handelskrieg mit den USA defensiv aufgestellt hat und sich trotzdem bei der offensiven Einflussnahme in Asien und anderen Weltregionen sowie in den internationalen Institutionen nicht beirren lässt.

Das Land bediene sich dabei der ganzen Bandbreite diplomatischer und institutioneller Initiativen, hiess es dazu in der HSG-Vorschau. Vorgesehen war eine Tour d'Horizon durch die bilateralen Freihandelsabkommen, die Verhandlung von «Mega-Regionals» bis hin zur «neuen Seidenstrasse». China sieht in der «neuen Seidenstrasse» eine offene Plattform als «Forum für den Fortschritt der Welt». Das Projekt unter dem Titel «One Belt One Road» (Ein Gürtel, eine Strasse) bezweckt den Ausbau von Handels- und Infrastrukturprojekten zwischen China und rund 60 Ländern Europas, Asiens und Afrikas. Dafür stellt die Volksrepublik viel Geld bereit und projiziert das chinesische Modell ultimativ auf die globale Bühne.

«Neue Seidenstrasse» nicht gefährdet

Ziltener rechnet nicht damit, dass China wegen der Pandemie wirtschaftlich zurückgeworfen wird. Bestimmt werde die Krise Auswirkungen haben, meint er, aber die Volksrepublik sei gut aufgestellt, um sich relativ schnell wieder zu erholen. Das gelte auch für die «neue Seidenstrasse». «Ich glaube nicht, dass die Pandemie sich in eine nachhaltige Störung des globalen Megaprojekts umsetzt», sagt Ziltener. «Das Wachstum ist zwar eingebrochen, aber der Güterhandel wird sich wieder normalisieren. Eine gewisse Redimensionierung und Temporeduktion hat schon vorher eingesetzt.»

Nach offiziellen chinesischen Darstellungen sind die monatelang abgeriegelte Elf-Millionen-Industriestadt Wuhan und die Provinz Hubei, wo die Pandemie ihren Anfang genommen hatte, praktisch zur Normalität zurückgekehrt und in allen Betrieben soll wieder gearbeitet werden. Ziltener hält das für glaubwürdig. «Jedenfalls widersprechen diese Angaben nicht den Informationen, die ich von meinen Kontaktpersonen habe.»

Das Nervenzentrum Wuhan

Welche Bedeutung haben die Industriestadt Wuhan und die Provinz Hubei für die chinesische Volkswirtschaft? «Hubei liegt geografisch zentral im chinesischen Kernland am längsten Fluss Chinas und Asiens, dem Yangtse, und war schon immer ein wichtiger Umschlagsplatz und Verkehrsknotenpunkt für Schifffahrt und Eisenbahn», sagt der China-Kenner. Die erste grosse Brücke über den Yangtse in Wuhan sei in der Volksrepublik ein prioritäres Projekt und Chefsache für Mao persönlich gewesen. «Mit sowjetischer Unterstützung konnte sie 1957 vollendet werden - als Chruschtschow in der Sowjetunion die Entstalinisierung bereits eingeleitet hatte und der Bruch mit der Volksrepublik absehbar war», sagt Ziltener weiter.

«Die Provinz ist eines der industriellen Zentren Chinas, beispielsweise für die Automobil- und Chemieindustrie, und Hubei ist auch ein wichtiges Landwirtschaftsgebiet in der Übergangszone von der Weizenproduktion im Norden zur Reiskultivierung im Süden Chinas», erläutert Ziltener. «Auch viel Baumwolle wird hier angepflanzt. Kohle- und Eisenvorkommen bilden die Grundlage für die Wuhan Iron and Steel Corporation, eine der grössten Eisenhütten Chinas. Die Stahlherstellung geht bis in die 1890er-Jahre zurück. Hubei ist bekannt für den Dreischluchten-Damm am Yangtse, gebaut 1994–2006. Die ABB war zentral beteiligt am Aufbau der Strom-Verteilung bis hinunter in die Zentren Shanghai und Guanzhou (Kanton).»

Die Provinzhauptstadt Wuhan mit etwa elf Millionen Einwohnern liegt dort, wo der Han-Fluss in den Yangtse mündt, und entwickelte sich historisch aus drei Städten (Hankou, Hanyang und Wuchang) auf beiden Seiten des Yangtse. Erst 1949, zur Zeit der Gründung der Volksrepublik, sind die drei Städte vereinigt worden. Wuhan, das Epizentrum der Pandemie, liegt sowohl etwa in der Mitte der Nord-Süd-Achse Beijing-Guangzhou als auch in der Mitte der West-Ost-Achse Chongqing-Shanghai. «So kann man verstehen, was der Lockdown vom 23. Januar bis 8. April in dieser zentralen Provinz wirtschaftlich wie logistisch für das ganze Land bedeutete. Direkt waren etwa 57 Millionen Menschen betroffen.»

Verschwörungstheorien zuhauf

Szenenwechsel. US-Präsident Donald Trump, der mächtigste Verschwörungstheoretiker der Welt, outete sich in den letzten Wochen immer mehr als Hassprediger. Er sei von China sehr enttäuscht, klagte er kürzlich bei seinem Leibsender Fox News TV. «Ich will im Moment mit Staats- und Parteichef Xi Jinping nicht reden. Wir können die Beziehungen komplett abbrechen.» Trump kolportiert zunehmend aggressiver die Geschichte, das neue Coronavirus sei einem Labor in Wuhan, wahrscheinlich einem zur Herstellung von Biowaffen, entwichen. Belegen kann er diese These aber nicht. Genauso fehlen die Beweise, dass China den Ausbruch der Pandemie lange verheimlicht habe und bis heute mit Fakes die Welt zum Narren halte. Einige Staaten des Westblocks, darunter auch die EU, unterstützen teilweise solche Verschwörungstheorien. Ohne im Westen gross auf Kritik zu stossen, konnte es sich Trump leisten, die Weltgesundheitsorganisation WHO als von China korrumpiert zu diffamieren und mitten in der Coronakrise die amerikanischen Pflichtzahlungen an die Uno-Organisation massiv herunterzufahren.

Aversionen gegen die Volksrepublik verbreiten gezielt auch Mainstream-Medien wie die Deutsche Presseagentur (dpa) und die einst weltgrösste, heute serbelnde US-Nachrichtenagentur The Associated Press (AP). Und die deutsche Boulevard-Zeitung «Bild» scheut sich nicht, ihre Hasskampagne gegen China mit Parolen aus der Mottenkiste des Kalten Krieges zu würzen. Das neue Coronavirus hat in der «Bild»-Redaktion den sinnigen Namen «kommunistisches Virus» bekommen.

Verschwörungstheorien verbreitete auch die gebührenfinanzierte Plattform «bluewin.

Chinas Tor nach Europa im Rahmen der «Neuen Seidenstrasse»: Die «Cosco Shipping Pisces», eines der weltgrössten Containerschiffe, läuft den Hafen von Piräus bei Athen an. (Bild: Xinhua News Agency)

ch», das Newsportal von Swisscom. «Wie China versucht, die Welt nach der Krise zu prägen» lautete kürzlich eine reisserische Schlagzeile. Schon durch den Lead des Beitrags irrlichterte die Räuberpistole: «China ist derzeit so unbeliebt wie nie. Dennoch macht sich das Land daran, die Wirtschaftsordnung der Post-Corona-Zeit zu prägen. Dabei bedient es sich eines Mittels, das Tradition hat: der Geschichtsfälschung.»

Was folgte, war ein Exkurs über die komplizierte, mehrere tausend Jahre alte Geschichte des Reichs der Mitte, in dem das Land als Chaos-Konstrukt dargestellt wurde. Weiter reihte der Beitrag unbelegte Behauptungen über das China der Gegenwart aneinander und stellte ebenso unbewiesen die These auf: «Derzeit befindet sich die Wirtschaft des Landes an einem Tiefpunkt!» Der Schreiber oder die Schreiberin des Pamphlets hinter dem Zeichen «tsha» zog schliesslich das Fazit: «Das politische System Chinas, das auf Unfreiheit und auf Druck nach unten basiert, es hat in der Krise völlig versagt.»

China kontert

Unter der Überschrift: «Eine globale Krise ist keine Bühne für die Publicity-Stunts einzelner Medien» setzt sich Zhao Piao in der deutschsprachigen «Beijing Rundschau» mit der Anti-China-Publizistik einiger deutscher Medien auseinander. Dazu zählt er vor allem die «Bild»-Zeitung. Er greift einen Fall von Diffamierung heraus: In der «Bild» vom 15. April wurde behauptet, China habe «seine Informationspflichten gegenüber der Weltgesundheitsorganisation (WHO) verletzt». Als Reaktion darauf veröffentlichte die chinesische Botschaft in Deutschland am selben Tag einen Offenen Brief an die Chefredaktion. In dem Brief wird auf den genauen zeitlichen Ablauf, die sogenannte Timeline, bei der Erfüllung der Informationspflichten Chinas hingewiesen: Bereits am 31. Dezember 2019 haben die chinesischen Behörden die WHO über Fälle von Lungenentzündung unbekannter Ursache in Wuhan informiert. Ab dem 3. Januar 2020 informierte China die WHO und andere Ländern wie die USA regelmässig über den Verlauf. Am 11. Januar stellte China vollständige Genomsequenzen des neuartigen Coronavirus öffentlich online und teilte die genetischen Daten mit der WHO. Auf der offiziellen Website der WHO ist diese Timeline exakt bestätigt.

Als der Moderator der «Deutschen Welle» am 19. April Julian Reichelt, Chefredaktor der «Bild», nach der Timeline fragte, antwortete Reichelt: «Ich denke, als Journalisten sollten weder Sie noch ich zu viel von dem glauben, was das chinesische Regime gesagt hat.» Zhaos Kommentar: «Einerseits wirft ‹Bild› China die ‹Verletzung seiner Informationspflichten› vor, andrerseits erklärt ihr Chefredakteur, dass er den Informationen der chinesischen Seite sowieso nicht glaube. Wie soll man mit einer solchen Person noch diskutieren? Zu erwarten, dass ‹Bild› die Tatsachen anerkennt, ist nicht weniger schwierig als eine Person wecken zu wollen, die vorgibt, eingeschlafen zu sein.»

Der Autor zitiert weiter aus einem Text des «Bild»-Chefredaktors, in dem dieser Chinas Lieferung von Atemschutzmasken an den Rest der Welt nicht etwa «Freundschaft» genannt habe, sondern «lächelnden Imperialismus». Zudem schreibe die Zeitung von Corona als dem «grössten chinesischen Exportschlager». Das Fazit des Berichts in der «Beijing Rundschau» lautet: «Angesicht der gegenwärtigen, durch die Pandemie ausgelösten Krise besteht die dringlichste Aufgabe der internationalen Gemeinschaft darin, Leben zu retten, die Gesundheit der Menschen zu schützen, Erfahrungen aus dieser Krise zusammenzufassen und zu kooperieren, anstatt die Fakten zu verfälschen, Hass zu schüren und den Kampf Chinas gegen die Epidemie zu politisieren.»

Braucht China Fürsprache?

Angesprochen auf solche Debatten, meint Patrick Ziltener: «Wir müssen China, die neue Grossmacht, die unsere Welt im laufenden Jahrhundert mit- und umgestaltet, ernst nehmen und umfassend, interdiziplinär und natürlich auch politisch analysieren. Simple, vereinfachende Beschreibungen und Analogien beispielsweise zur Sowjetunion sind zu überwinden, und vor allem dürfen wir nicht in einen Kalter-Krieg-Diskurs fallen. Dass China die Welt in seinem Interesse umgestalten will, ist legitim. Es wird Interessendivergenzen mit dem Westen geben, Rivalitäten und wahrscheinlich auch politische Konflikte.»

Und wie verhält es sich mit der Unfreiheit? Die grosse Mehrheit der chinesischen Bevölkerung habe kein Problem mit den meisten Überwachungstechniken und ihrer verbreiteten Anwendung, sagt Ziltener. «Es heisst häufig, das treffe ja nur die Troublemakers – und die verdienten es ja. Alle wissen, dass das Internet und die Social Media gefiltert werden. Am meisten gefiltert wird übrigens dann, wenn sich wegen Behördenversagen etwas Negatives ereignet hat und ein Shitstorm entsteht, und nicht etwa politische Diskussionen.»

Ob die Stabilität des chinesischen Systems nur mit einem Gewaltregime aufrechtzuerhalten sei, sei eine oft und kontrovers diskutierte Frage, sagt Ziltener. «Es gibt prominente Analytiker, die sagen, es handle sich um ein korruptes Regime im fortgeschrittenen Zerfallsstadium. Die Mehrheit jedoch sieht einen impliziten Pakt zwischen der KP-Regierung und der Bevölkerung: Sie verbessert die Regierungsführung (Governance) und liefert Resultate für alle. Dafür werden keine regimekritischen Forderungen erhoben. Daran halten sich natürlich nicht alle, aber die ganz grosse Mehrheit.» Solange also der Aufstieg Chinas so weiter gehe, werde das Regime so bleiben, wie es ist, «mit schrittchenweisen, punktuellen und graduellen Reformen.»

Lesen trotz Lockdown: Eine analoge Nachlese der Solothurner Literaturtage mit Texten von Nora Gomringer, Dragica Rajčić Holzner und Zsuzsanna Gahse.
50

Ein persönlicher Nachruf auf den St.Galler Filmer Dennis Ledergerber, Regisseur von *Himmelfahrtskommando*. Von Sandro Zulian
54

In der Warteschlaufe: Sandra Meier, die Leiterin des St.Galler Kinok, über das Pantoffelkinok und den Lockdown der Filmbranche. Von Corinne Riedener
56

Vom Nicht-Theater zu neuen Formaten: Das Corona-Interview mit dem St.Galler Schauspieldirektor Jonas Knecht. Von Peter Surber
58

Der «happy somebody»: Larry Peter, Künstler und Wortspieler, wird zum Achtzigsten mit Buch und Ausstellung gefeiert. Von Richard Butz
62

Sie malen weiter: Das Kunstmuseum Thurgau zeigt Werke von Rachel Lumsden, Almira Medaric, Heike Müller, Olga Titus und anderen. Von Kristin Schmidt
63

Flecken auf der Blumenpracht: Vor 75 Jahren, nach Kriegsende kamen einstige KZ-Häftlinge zur Erholung auf die Insel Mainau. Ein Blick zurück. Von Urs Oskar Keller
64

Der Schlüssel zur Kunst: Die Schule für Gestaltung startet mit neuem Konzept in den Studiengang Bildende Kunst. Von Sandra Cubranovic
66

Kulturparcours: Theater über Rudolf Steiner, musikalische Duelle am Stoss, die Bilder ein Jahr nach dem Frauenstreik.
67

Lesen trotz Lockdown

Wie zahllose andere grosse und kleine Veranstaltungen traf Corona auch die Solothurner Literaturtage: Sie konnten in diesem Jahr nicht im normalen Rahmen durchgeführt werden. Dennoch gab es während der Auffahrtstage vom 21. bis 24. Mai Lese- und Hörstoff. Statt an der Aare wurde auf der Plattform literatur-online.ch gelesen, diskutiert und porträtiert.

Für das «Logbuch» der 42. Solothurner Literaturtage verfassten die eingeladenen Autorinnen und Autoren zahlreiche Beiträge, darunter auch neue oder bislang noch unveröffentlichte Texte. Eine Auswahl dieser Texte stellen die Literaturtage für eine «analoge Nachlese» den Kulturmagazinen der deutschsprachigen Schweiz zur Verfügung.

Saiten publiziert auf den folgenden Seiten die «Logbuch»-Beiträge von Nora Gomringer, Dragica Rajčić Holzner und Zsuzsanna Gahse. Bereits zum Datum des Festivals erschienen zudem online auf saiten.ch weitere Texte.

Das «Logbuch» ist weiterhin nachzulesen auf literatur-online.ch.

Die einen und die anderen. Gehässigkeiten sind längst ein Thema, mit und ohne Schlagbaum, wobei die Feindbilder mutieren, ähnlich wie die Viren. (Zsuzsanna Gahse)

Solothurn liest 2020 nur digital (Bild: Solothurner Literaturtage)

Nora Gomringer

Das kollektive Stillhalten der Füsse

**Das kollektive Stillhalten der Füsse leert die Strassen.
Die Kommentarspalten füllen sich mit Erstaunen über Brot, Vogelsang,
Nachbarsgüte, das Seufzen über Kinder
und alle wollen sich merken, was sie derzeit, nein,
genau jetzt,
fühlen, um in der Zukunft bessere Menschen,
bessere Eltern und Arbeiter zu sein.
Der Planet soll spüren, dass wir wieder willens sind,
eine Schicht aus – mindestens – guten Absichten um ihn zu krusten.**

Oh, diese Angst. Diese stille, präsente Angst.

**Wir sind Verzögerer von Natur, sind späte Retter und weithin Verschlepper.
Nun diese Phase der *stasis vera*. Sie lässt uns das Fernmündliche
und nimmt den Kuss, das Küssen, Lecken,
die Frikative, das Plosive und die Spucke.
Wir ahnten, dass wir einander durch Nähe auch verrieten,
folterten und töteten. Die Scheidungszahlen rechneten es vor.
Doch dass wir absichtslos des anderen Vergiftung sind, wer,
wirklich! wer
hätte es geahnt. Denn die Ahnung ist Sache aller Tiere,
ist Beunruhigung im Sinn des Hundes, bevor ein Beben
seinen Herren gefährdet, ist vor dem Sturm der Rückzug
der Insekten und ist vor der Mitternacht das Fauchen grauer Katzen.**

Oh, diese Angst. Diese stille, präsente Angst.

**Poetisch, ungerecht ist, dass Kinder Alte und Sänger Schweigende gefährden.
Denn wer einander braucht, wird voneinander abgetrennt
mit der Strenge neuer Kommandanten.
Der Pantomime in der Strasse wird als der geduldete Typus Artist
am letztmöglichen Auftrittsort verbleiben. Der Leierkastenmann darf kurbeln,
aber nicht mehr sprechen, was seinen Akt ad absurdum und
klar vor Ohren führt: Er leiert.
Musik aus Ferne wie körperliche Liebe ist in Zukunft
mehr denn je
die Sache der menschlichen Erfindung und damit
von Geistern, die man zwischenzeitlich rief, und
nicht mehr weiss, wie zu entlassen.**

Oh, diese Angst. Diese stille, präsente Angst.

**Ob ich die Eltern, ob ich die Neffen,
ob der ersehnte Urlaub, ob das entgangene Geschäft,
ob die geübten Rituale, ob die Momente, angereichert mit Berührung,
ob die Natur, ob wir einander, ob die Zeit,
ob Herz und Hände, ob neue Werte oder alte,
ob Freiheit, ob neue Definition, ob du mich,
ob ich dich, ob Angst, ob am Ende der Zeit,
ob wir doch und ob wir endlich,
ob wir mutig oder ob wir feig,
ob ich je wieder lese zu den Bedingungen vor unserer Krönung?
Alle Fragen bleiben ungefärbt im Ansatz, das Grau wächst sich
von der Wurzel aus.
Das kollektive Stillhalten der Füsse
sorgt für Verstummung der Gedanken und so wissen wir bestätigt:
An unsere Fersen ist seit Jahr und Tag geheftet – unsichtbar selbst für die Gedehntesten –
summend-sehnsüchtiges Gefühl und auch die Peristaltik braucht den Gang ums Haus,
um nicht vom Glauben an Bewegung – auch des Herzens – abzufallen.**

Im «Logbuch» auf literatur-online.ch spricht Nora Gomringer mit Florian Vetsch über ihre Lyrik: literatur-online.ch/logbuch/eher-wie-so-ein-kichernder-atem/

Nora Gomringer, geboren 1980 in Neunkirchen, studierte Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte und leitet das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia. Sie lebt in Bamberg. Ihr jüngster Lyrikband *Gottesanbieterin* erschien 2020 im Verlag Voland & Quist, Fr. 27.90.

Dragica Rajčić Holzner | No Beerdigung

Mena, eine Frau in den Vierzigern sucht Asyl in der Schweiz.

Sie fällt nach kurzer Eingewöhnungszeit eines Abends tot um. Hier beginnt die lange Nacht der Totenwache. Das Exilheim als letzte Ruhestätte kommt auch nicht in Frage.

Es regnet auch Jahre später auf die Bäume hinter dem Fenster des Exilheims nach dieser Nacht, wo Mena endlich ihren Platz im Wartesaal der Ewigkeit gefunden hat. Es wurden Eilbriefe gefaxt, die Frau so schnell wie möglich zu beerdigen in Janjevo, ihrem Heimatdorf. So steht's in den Papieren, aber der Beamte schrieb Vanevo und der gefaxte Brief ging wegen des Krieges auf dem halben Weg verloren.

Die herzstille Frau kann doch nicht ewig auf Kosten der Gemeinde auf derem Boden leblos verweilen. Es ist einzusehen, schreibt auch der Exilheimleiter in ungelenkem Amtsdeutsch, *es ist einzusehen, dass so ein besonderer Fall von Extremfall im Ausnahmefall, wo sich deckt mit dem von uns nicht beeinflussbaren Krieg in Ex-Jugoslawien – verdammtes Land wenn ich so sagen darf – der Asylanträgerin, dass es im Sinne unseres Auftrags zur Beherbergung von solchen, vorübergehend bedürftigen Kriegsflüchtlingen auch – ich betone: auch – im humanitärem Sinne sollten wir die Frau nach ihren Bräuchen vielleicht mit Erlaubnis des Gemeinderates auf unserem Friedhof beherbergen. Solche Abklärungen brauchen eine gewisse Zeit, und nach dem Bräuchen des Landes und der obligatorischen Nachtwache wird sich der Gemeinderat damit befassen und spätestens an der nächsten ausserordentlichen Sitzung den Bescheid geben, ob und wie lange die Überreste dieser Frau bei uns bleiben.*

Freundlichen Gruss und hochachtungsvoll
Felix Helbling

Dann drückte der Leiter des Exilheims die Taste Enter, auf der ein Pfeil wie ein Arm im zerbrochenen Zustand, genau wie der Arm von Tito auf dem Foto mit dem Hund, und die ganzen Buchstaben verschwanden. Und der Leiter entschloss sich, den Oberleiter des Kantons zu konsultieren, bevor man dem Bund so etwas meldet und vor allem muss eine geeignete Form gefunden werden, förmlich und sachlich das Problem anzugehen, schliesslich wird sich der Heimleiter nicht unnötig der Fehlerhaftigkeit aussetzen und vielleicht wegen des einen oder anderen unbewussten Ausrutschers wieder zurück zur seinem gelernten Beruf Koch in der Militärkantine finden.

Die sechzig Watt Lampe ist zu schwach für ein ganzes Foyer, aber Ersatzlampen sind unter Verschluss, es wird alles geklaut was nicht niet- und nagelfest ist. Die Mena hat die Sachen immer zurückgebracht. Sogar die leeren Teebeutel brachte sie zum Kompostieren wieder in die Küche zurück.

Ich verlösche – wie kann man das sagen, nachdem man schon tausendmal verlöscht ist und weiterlebte?

Man kann es nicht sagen. Es ist eine Frage des Augenblicks, das Meisterwünschte tritt ein, ein Herztod, fertig ist die Angelegenheit auch von dem, was noch zu tun wäre.

Die Zimmer ohne Garten suchen die Zukunft mit Deutsch, der unbekannte Himmel, welcher immer nieder kommt und die Natur, welche sich unter dem Schnee versteckt. Die Bilder des Verschwindens des Lebens.

An dem Ort des Todes immer wieder die Kugel, welche den Rücken trifft, statt sich zu verirren und sein Gesicht fällt zu Boden und bleibt mit halboffenem Mund liegen, aus welchem, wie im schon gesehenen Film, jetzt aber richtiges Blut rinnt. Das Blut, welches in ihm war. In seinem Mund und in seinen Augen. Das Blut, welches seinen Wörtern Antrieb gab, und wenn ich sie hier sage, werden sie zu nichts, im Kopf eingeschlossen seine Stimme, gab Wärme – und augenblicklich rückwärts gehen, immer weiter, weiter, aber hier bleiben mit Hautallergie, Psoriasis zur Heilung und mit blauen Venen an den Beinen und mit einem Hirn, welches seinen Inhalt ausschütteln möchte. Die Bepanthen-Creme gab kurz Milderung von dem Schmerz und die Hoffnung wuchs in unermessliche Höhen über die Bäume, natürlich.

Im «Logbuch» auf literatur-online.ch liest sie aus ihrem Roman und spricht mit Fatima Moumouni über das Buch: literatur-online.ch/logbuch/gluck/

Dragica Rajčić Holzner, geboren 1959 in Kroatien, lebt seit 1978 in der Schweiz, wo sie anfing, auf Deutsch zu schreiben, bevor sie nach Kroatien zurückzog und eine Zeitung gründete. 1991 floh sie wegen der Jugoslawienkriege erneut in die Schweiz. Sie lebt in Zürich und Innsbruck. Zuletzt erschien ihr Roman *Glück* (Verlag Der Gesunde Menschenversand 2019, Fr. 27.90, besprochen im Märzheft 2020 von Saiten).

Zsuzsanna Gahse

April, April

Im Augenblick stehen im Saarland westlich der geschlossenen Grenze die Franzosen, östlich die Deutschen. Eine gute Weile flanierten sie zwischen den beiden Ländern hin und her, und ich kannte einen jungen Mann, meinen Sohn, der sich in seiner Studienzeit in Saarbrücken in einen Halbfranzosen verwandelt hatte. Aber mit einem Mal gibt es nur noch ein Hier und Dort, und die gegenseitigen Anfeindungen sind kaum zu fassen.

Ich könnte ähnliche Situationen an anderen Grenzen nennen, mehr ähnliche als freundliche. Das Saarland fällt mir wegen manchen sonnigen Erinnerungen als erstes Beispiel ein, wobei ich mir nicht sicher bin, ob die gehässigen Grenzgeschichten erst mit dem neuen Virus begonnen haben. Hüben und drüben funktioniert auch ohne Schlagbaum.

Manche sind drüben völlig durcheinander, von ihren Ansichten her haben sie nichts mit uns zu tun. Mit uns! Wir sind ein Team, und Team ist bislang ein positives Wort, folglich haben wir Recht, im Gegensatz zu ihnen.

Diese unsere Gruppe haben wir ordentlich durchgezählt, die nicht Willkommenen ebenfalls. Ohnehin sind im Augenblick Zahlen entscheidend, das Zählen überhaupt (das erzähle ich zu Recht). Beispielsweise wird auch das jeweilige Lebensalter zahlenmässig erfasst.

Erstens gibt es die Kleinen unter sechs Jahren, zweitens die etwas Älteren, die imstande sind, Abstand zu wahren und sich zu benehmen, dann geht das genaue Checken und Auseinanderdividieren jahrzehnteweise weiter, bis man mit dem Alter bei den Alten angelangt ist, und auch wer zu ihnen gehört, wird mit unumstösslichen Zahlen definiert.

Die achtzigjährige sportlich schlanke Mara in Winterthur wirkt wesentlich jünger und wirkt gerne jünger, Recht hat sie, nur hat sie jetzt nichts davon. Mit einem Mal ist sie eindeutig alt. Am Telefon sprach sie von *Othering*. Neues Wort, neues Glück, sagte sie. Erst war es eine Art Pflicht, jung zu bleiben, gesund zu bleiben, jetzt werde sie ihre Turnschuhe zum Fenster hinauswerfen, die nützen nichts mehr. Plötzlich sei sie eine Geanderte, das sei eine Ge-Anderung, das Othering eben.

Ich könnte auch jüngere Alte nennen als Mara. Sie jedenfalls hat ihren Witz nicht verloren. Sie sagte, lesen dürfe sie noch, und lachend zitierte sie die bekannte Verlagswerbung: Wer liest, weiss mehr.

Ein verwegener Satz, trickreich. Will einem sagen, will im schlimmsten Fall sagen, dass man auch etwas Beliebiges lesen könnte. Sicher ist das gut für den Absatz.

Es gibt Unterhaltungsromane und deren Gegner. Es gibt Unterweisungs-Publikationen, denen Ablehnende gegenüberstehen, und es gibt Schreibende, die Tschechow lieben oder Christa Wolf, Roland Barthes, Peter Bichsel oder Calvino. Sie haben ihre Antennen unterschiedlich ausgerichtet, so dass man unter ihnen nicht von einem absoluten Wir-Gefühl ausgehen kann. Aber immerhin haben Schreibende meist Dialogpartner im Hinterkopf, sie setzen sich mit Autoren auseinander, meist mit mehreren, Literatur ist ein grosses Gespräch, und das wäre eine schöne Kernaussage.

Aber (aber, aber) die Antennenleute haben ihrerseits jeweils Anhänger, die von sich aus Gruppen bilden und sich gegenseitig keineswegs hold sind. Und übrigens ergibt sich noch die Frage, wer überhaupt welchen Autor kennt. Wer kennt wen von denen, die heute schreiben. Oder wer kennt Nathalie Sarraute? Wer hat Angst vor Virginia Woolf?

Ich könnte auch andere Autoren nennen.

Die einen und die anderen. Gehässigkeiten sind längst ein Thema, mit und ohne Schlagbaum, wobei die Feindbilder mutieren, ähnlich wie die Viren.

Die Wörter mutieren ebenfalls. Team könnte durchaus in Verruf geraten, kentern, den eigenen Sinn umkehren. Hingegen ist mir die Beliebtheit von genau schon vor der Coronazeit aufgefallen, jetzt höre ich das Wort täglich. Wann genau? Wie viele genau? Um wen genau geht es. Wie genau? Wer genau entscheidet. Oder wer entscheidet genau. (Oft sitzt das Wort an einer falschen Satzstelle, armes Wort, genau an der falschen Stelle!)

Jetzt geht es um Zahlen, die ganze Zeit geht es um Zahlen, die spielen aber eine Genauigkeit nur vor, so dass am Ende ein Ungefähr übrigbleibt. Daher wohl das ständige Flehen um die Genauigkeit.

Ich wollte noch das Wort Deglobalisierung einbringen. Das hat nicht geklappt.

Im «Logbuch» auf literatur-online.ch ist ein Gespräch der Autorin mit Anna Kardos zu sehen, Titel: *Theater des Lebens.*
literatur-online.ch/logbuch/theater-des-lebens/

Zsuzsanna Gahse, geboren 1946 in Budapest, ist Autorin und Übersetzerin. Sie lebt seit 1998 in Müllheim TG. Mit ihren Texten bewegt sie sich im Zwischenbereich von Prosa und Lyrik. Sie wurde mit dem Schweizer Grand Prix Literatur 2019 ausgezeichnet. Zuletzt erschien der Erzählband *Schon bald* (Edition Korrespondenzen 2019, Fr. 28.90).

Ansteckungsgefahr

Beeindruckendes Filmschaffen, grossartiges Essen und ganz viele lachende Gesichter: Das Vermächtnis des St.Galler Filmregisseurs Dennis Ledergerber wird in der Ostschweiz noch lange nachhallen. Der 32-Jährige hat am Ostermontag die Bühne des Lebens für immer verlassen. Ein persönlicher Nachruf von Sandro Zulian.

Dennis Ledergerber (Bild: zvg)

«Keine Bange, den Club 27 habe ich auch nicht geschafft. Du jetzt wohl auch nicht», raunte mir Dennis Ledergerber verschmitzt zu, als wir an meinem 28. Geburtstag ausgiebig feierten. Mit solchem Zynismus und schwarzem Humor spielte er gerne. Das zeigt sich auch in seinen Werken.

Dennis und die Filme

Kaum aus den Teenager-Jahren, stampfte der Rorschacherberger quasi aus dem Nichts im Jahr 2008 einen Spielfilm aus dem Boden. *Zufallbringen* ist ein sehr düsteres Teenager-Drama, das einem beim Zusehen immer wieder kalte Schauer über den Rücken jagt. Irgendwie schafften es Dennis und sein Partner Ninian Green, ohne A-Klasse-Schauspieler oder genügende Finanzierung ein Werk herzustellen, das beim Zuschauer Unwohlsein, Neugierde, aber auch Freude hervorruft. Die Laiendarsteller, die Dennis für das Werk gefunden hatte, überzeugten praktisch durchs Band, wie auch die Kameraführung und das Colorgrading. «More to come», dachte man sich damals.

Mit *Himmelfahrtskommando* gelang dem Wahl-St.Galler schliesslich ein grosser Wurf. Schauspielgrössen, darunter Walter Andreas Müller, Tatort-Kommissar Andrea Zogg oder Beat Schlatter, standen auf den aufwendig hergestellten Filmplakaten. In Tarantino-Manier natürlich nur als «Müller. Schlatter. Zogg.» aufgeführt. Dass die drei «Grossen» für ihr Mitwirken im Spielfilm von Ledergerber keinen Rappen bekamen und auch nicht bekommen wollten, spricht Bände. Es war ausschliesslich Dennis Ledergerbers ansteckendes Feuer, die gewaltige Passion, die er in seine Projekte steckte. Der Film ist freundlicher als sein Erstlingswerk, die Dialoge dynamisch und unterhaltsam, manchmal auch ein bisschen dusselig. Die Handlung von *Himmelfahrtskommando* dreht sich um ein verschlafenes Schweizer Bergdorf, das plötzlich von einer amerikanischen Sekte regelrecht überrannt wird.

Ich erinnere mich gerne daran, als Ledergerber plötzlich in der St.Galler NOX Bar neben mir stand und fragte: «Hey, du bist doch dieser Zuli. Du kannst doch gut amerikanisches Englisch. Hast du Lust, in einem Spielfilm mitzumachen?» Natürlich willigte ich ein und stand innert Tagen im Bann des jungen Regisseurs. Mittlerweile habe ich meinen Job als Journalist in der Schweiz an den Nagel gehängt, wohne in London und versuche, von der Schauspielerei leben zu können. Hauptschuldiger für diesen Sinneswandel? Dennis Ledergerber und sein Herzblut für das Bewegtbild.

Dennis und die Werbung

Einige Wochen nach Beendigung des Films, als auch der Medienrummel wieder ein wenig abgeflaut war, gab er zu: «Immer nach einem solch grossen Projekt wie HFK (*Himmelfahrtskommando*) falle ich in ein Loch. Dann ist alles vorbei

Szene aus *Himmelfahrtskommando* (Bild: pd)

und ich muss mir wieder Arbeit suchen.» Mit «Arbeit» meinte er jedoch keineswegs den nächsten Spielfilm. Das war für ihn die Berufung. Arbeit meinte bei Ledergerber, wieder Werbung drehen zu «müssen». Das tat er bei weitem nicht so gerne wie Drehbücher schreiben, Storyboards erstellen, brainstormen und schliesslich auf dem Set seine eigene Magie entfalten. Doch die Werbung zahlte gut, und so war er gezwungen, einige Zeit den Hof-Filmer grosser Versicherungen, Supermarkt-Ketten oder Mobilfunkanbieter zu geben.

Obwohl er am liebsten jeden Tag Spielfilme gedreht hätte, litt die Qualität bei den Werbungen nie. Die Perfektion war Ledergerbers ganz grosse Qualität. «Halbheiten duldete der Rorschacherberger nicht», las man bereits in einem anderen Nachruf. Bestes Beispiel ist sein neuestes Werk. *Das Mädchen im Schnee* ist ein Kurzfilm, in dem es um einen perfektionistischen Hörspiel-Produzenten geht. Anfangs wirkt er wie ein kauziger Mann, der sich aufs Alter ein bisschen zu fest auf Töne und Geräusche versteift hat. Doch bald driftet das Werk ins Düstere, ins sehr Düstere ab. (vimeo.com/225212716)

Dennis und die Perfektion

Oftmals durfte ich ihm bei einem seiner Musikvideos mit einer Sprechrolle assistieren. «Ja, das sind nur drei bis vier Sätze, das sollten wir schnell haben», sagte er am Telefon. Doch seine Kreativität und sein Hang, eine wirklich perfekte Aufnahme hinzukriegen, war derart ansteckend, dass wir uns drei Stunden lang in seinem Büro (dort durfte man rauchen) verschanzten und schliesslich mit geröteten Augen sagen konnten: «Jetzt passts.»

Ledergerber war ein Perfektionist, aber kein Kritik-Verweigerer. «Oder was meinst du?», hörte man bei ihm mindestens genau so oft wie: «Nein, da müssen wir nochmals drüber.» Doch nicht nur professionell, auch privat hatte Ledergerber etwas Spezielles an sich, das sich nicht genau definieren lässt. Einen Charme, der einen einlullt, ein raues, kehliges Lachen und eine unübertroffene Herzlichkeit. Trifft man Dennis Ledergeber, freut man sich auf Dennis Ledergerber, nicht auf das Bier, das auch dort steht.

Dennis und die Geselligkeit

«Dennis hat immer mit seinem ganzen Körper geredet», sagte sein Bruder Daniel an der Beerdigung auf dem Friedhof in Rorschacherberg. Das stimmt. An einem Fest zur Fertigstellung eines Spielfilms, in dem ich mitspielte und Ledergerber dem Regisseur assistierte, passierte etwas Einschneidendes. Einmal mehr gestikulierte er wild in alle Richtungen, als er eine seiner Geschichten erzählte. Dabei merkte er nicht, wie ich mit angesetzter Flasche direkt hinter ihm stand. Mit voller Wucht schlug er mir das Gefäss ins Gesicht. Das Fazit dieses Abends: zwei neue Zähne, unzählige Arztbesuche, mindestens 1000 Entschuldigungen von ihm und eine Geschichte fürs Leben.

Seine verschmitzte Art, die Witze, die Sprüche und die Freude, die er ausstrahlte, waren das Zugpferd fast jeder Party, die ich mit ihm besuchen durfte. Er war stets präsent und – falls es sich um seine eigene Einladung handeln sollte – ein fast schon vollkommener Gastgeber. «Feste feiern mit Dennis» – hätte er das als Marke eingetragen, er hätte wohl auch damit Erfolg gehabt. So war er auch bei einem seiner weiteren Steckenpferde, dem Grillieren, immer auf Qualität bedacht. Ich habe bis dato nie bessere BBQ-Rippchen gegessen als auf seinem Balkon in der St.Galler Innenstadt.

Ledergerbers Passion schlug sich nicht nur in seinen Filmen nieder, sondern auch im Zwischenmenschlichen. Private Probleme, und seien sie noch so komplex oder von der Gesellschaft tabuisiert, bei Dennis durfte man sie ansprechen. Er hörte zu, machte sich Gedanken, gab Ratschläge. Kaum waren die ernsten Themen beredet, konzentrierte man sich wieder aufs Lachen.

Dass dieses nun fürs Erste verschwunden ist, ist mehr als nur verständlich. Doch es wird wieder zurückkommen. Er würde bestimmt wollen, dass wir wieder lachen, Musik machen, grillieren und gutes Essen essen.

Ich werde diesen Mann, diesen guten Freund, diesen unglaublich talentierten und herzenswarmen Menschen immer in meinem Herzen tragen – und dank den neuen Zähnen natürlich auch in meinem Mund.

«Wir sitzen in der Warteschlaufe»

Warum die Kultur ebenso systemrelevant ist wie andere Dinge der gesellschaftlichen Grundversorgung, wie man plant in Zeiten ohne Sicherheit und was die grossen Filmfestivals für die Branche bedeuten: Kinok-Leiterin Sandra Meier im Gespräch. Von Corinne Riedener (Interview) und Hannes Thalmann (Bild)

Sandra Meier

Das Kinok hat ein Rekordjahr hinter sich. Mitte März musstet ihr, wie alle anderen Kulturinstitutionen auch, schliessen. Wie viel ist von diesem Polster noch übrig?

Sandra Meier: Zum Glück hatten wir 2019 ein gutes Jahr. Wir haben ein Polster, darüber bin ich angesichts dieser Krise sehr froh. Mittlerweile hat das Kinok 22 Voll- und Teilzeitangestellte. Die Rücklagen sind wichtig, da wir keine Ahnung haben, wie es weitergeht: Können wir künftig wieder jeden zweiten Sitz frei lassen wie vor dem Lockdown, oder werden es in Zukunft zwei Meter sein? Wenn ja, würden wir nicht einmal mehr 30 Leute in den Saal bringen, das wäre verheerend. Im Moment ist alles sehr kompliziert; wir werden erst am 27. Mai mehr Klarheit haben, unter welchen Voraussetzungen das Kino weiterbetrieben werden kann. Und Corona wird uns wahrscheinlich noch lange beschäftigen.

Könnt ihr den Schaden schon ungefähr beziffern?

Es waren über 100'000 Franken in den vergangenen zwei Monaten. Dank unserer Rücklagen und der Hilfeleistung der Kurzarbeit ist der Schaden im Moment noch nicht existenzbedrohend, aber wir wissen wie gesagt noch nicht, wie das alles weitergeht. Im Gegensatz zu vielen anderen sind wir aber in einer komfortablen Situation, da die Lokremise ein wichtiger Kulturort ist für die Stadt und die Region. Sowohl die Stadt als auch der Kanton haben ein Interesse daran, dass dieser Ort bestehen bleibt. Ich bin darum guter Dinge, dass wir das schaffen.

Die Kulturszene trifft es trotzdem am härtesten.

Natürlich. «Kultur» besteht ja gerade darin, dass man zusammenkommt, sich gemeinsam etwas anschaut und gemeinsam an etwas teilnimmt. Das gehört zur Essenz. Wir wollen das kulturelle Leben nicht einfach bis in den Herbst oder noch länger suspendieren, Kultur ist genauso systemrelevant und wichtig wie andere Branchen. Wir wollen Filme zeigen, unseren Saal für das Publikum öffnen und werden alles tun, damit unsere Gäste und Angestellten sicher sind.

Ihr habt während des Lockdowns die Lüftung revidiert. Was habt ihr in den letzten zwei Monaten sonst noch gemacht?

In der ganzen Lokremise wurden die Lüftungen überprüft und die Filter gewechselt. Im Kinok wurden diverse Wartungsarbeiten gemacht, für die wir in normalen Zeiten hätten schliessen müssen, unter anderem haben wir ein Projektionsfenster vergrössert und einiges frisch gestrichen. Ausserdem haben wir uns jede Woche getroffen und diverse Szenarien durchgespielt. Unser Aprilprogramm ist kurz vor Drucklegung zusammengebrochen, da wegen Corona plötzlich Filmstarts verschoben wurden. Danach kam gleich der Lockdown. Die Kinowelt ist international vernetzt. Wenn die Deutschlandpremiere eines deutschen Films verschoben wird, hat das Konsequenzen für den Filmstart in der Schweiz. Alle Premierenfilme müssen wieder neu initiiert und beworben werden; die ganze Branche musste sich neu positionieren. Wir waren und sind mit den Verleihern und anderen Kinos permanent in Kontakt.

Über den cineastischen Röstigraben hinweg?

Wir sind in engem Austausch mit allen Sprachregionen. Und ja, es gibt durchaus Differenzen

zwischen der französischsprachen und der deutschsprachigen Schweiz. In unserer Region stehen bereits wieder viele Arthouse-Filme zur Verfügung, in der Romandie noch kaum. Frankreich wurde vom Corona-Virus viel schwerer getroffen als die deutschsprachigen Länder, und die Westschweiz ist stark von Frankreich abhängig.

Kann man so überhaupt programmieren?

Es ist nicht leicht, da wir keine Planungssicherheit haben. Da wir nicht wissen, wie viele Leute wir künftig im Kinosaal empfangen dürfen, können wir nicht mit einem allzu teuren Programm starten. Die Reprisen-Programme sind aufgrund der Filmrechte und der Filmkopien sehr kostspielig. Unsere Programmstruktur ist zudem sehr kompliziert, da wir unseren einen Kinosaal wie ein Mehrsaalkino bespielen. Wenn ein oder zwei Filme wegfallen, bricht auch der Rest unseres Programms zusammen bzw. müssen dann alle Filmeinsätze wieder neu geplant werden.

Im Lockdown habt ihr das Pantoffel-Kinok ins Leben gerufen, wo man online Filme streamen konnte. Wie war da die Erfahrung?

Die Idee war, das Kino zu den Leuten bringen, wenn sie schon nicht zu uns kommen konnten. Zudem wollten wir auf Schweizer Streamingplattformen aufmerksam machen, die ähnlich wie unser Programm kuratiert sind. Das war eine schöne Kooperation. Auf lange Sicht kann das aber nicht die Lösung sein, denn die Streamingplattformen können das Kino nicht ersetzen, höchstens ergänzen. Auch zahlenmässig: «Im» Pantoffel-Kinok war nur ein Bruchteil des Publikums, das wir sonst im Saal haben.

Was bedeutet diese Zäsur fürs Filmschaffen? Gibt es eine Prä- und eine Post-Corona-Ära?

Schwer zu sagen. Im amerikanischen Mainstream-Kino ist der Katastrophenfilm ja ein beliebtes Genre, da gab es schon viele Viren- und Pandemiefilme und da werden auch weitere folgen. Das Autorenkino wird ebenfalls darauf reagieren, aber subtiler. Film ist ein langsames und aufwändiges Medium, vom Drehbuch zu Finanzierung und Produktion dauert es Jahre. Im Moment spielt Corona insofern eine konkrete Rolle, dass viele Dreharbeiten abgebrochen werden mussten. So beispielsweise auch die Dreharbeiten von Michael Steiners neustem Film Und morgen seid ihr tot, zu dem der St.Galler Autor und Kinok-Vorstandsmitglied Urs Bühler das Drehbuch geschrieben hat. Das zieht viele Probleme nach sich, nur schon die Frage, wie man unter Corona arbeiten kann. Bei einem Filmdreh kann man keinen Zweimeterabstand einhalten.

Auch die grossen Filmfestivals, die jetzt eigentlich Saison hätten, wurden abgesagt. Wie schlimm ist das für die Branche?

Für den Markt ist das ein schwerer Schlag. Grosse Festivals wie zum Beispiel Cannes sind nicht nur Publikumsfestivals, sondern auch wichtige Filmmärkte, wo Filme ge- und verkauft werden. An Festivals trifft sich die Branche, informiert und vernetzt sich. Da Cannes dieses Jahr nicht stattfinden kann, bietet das Zurich Film Festival erst- und wahrscheinlich einmalig einen Filmmarkt an. Festivals sind nicht aber nur für die Branche, sondern auch für das Publikum sehr wichtig, denn an Festivals lassen sich die Leute oft auf Filme ein, für die sie sonst nicht ins Kino gingen – weil sie dem Alltag enthoben und offener für Neues sind. Abgesehen davon: Festivals, Kino und Kultur sind immer auch ein Fest! Man geht bewusst für etwas irgendwo hin, lässt den Alltag zurück und lässt sich auf etwas ein. Momentan ist das alles unmöglich.

Was macht die Krise mit den kommerziellen Kinos? Werden nur die grossen Multiplexe ausserhalb der Stadt überleben?

Ich hoffe nicht! Gerade bei den Jungen gehören die kommerziellen Kinos zu den wichtigsten Ausgangsmöglichkeiten. Das Kino ist der Klassiker beim ersten Date. Die Zentralisierung wird sicher weiter zunehmen, Einzelsäle waren auch vor Corona kaum zu finanzieren. Ich hoffe sehr, dass die Stadtkinos – und auch alle anderen Kulturplayer – gut durch diese Krise kommen, denn sie spielen eine enorm wichtige Rolle für die Belebung der Innenstädte. Ein weiteres Kinosterben würde die Innenstädte total veröden. Das gilt auch für die Beizen und anderen Kulturorte.

Wie steht es um euer Openair-Sommerkino, das ihr jedes Jahr veranstaltet?

Auch dieses Problem konnten wir noch nicht lösen, da wir nicht wissen, wie lange und in welchem Mass das Versammlungsverbot bestehen wird. Wenn vorerst nur Veranstaltungen für 50 Leute zugelassen sind, wissen wir noch nicht, ob wir unser Openair veranstalten werden, weil es so aufwendig ist und wir die Kosten kaum einspielen können. Auch da müssen wir den 27. Mai abwarten.

Zum Schluss: Was wünschst du der Kultur für die nächste Zeit?

Die Schweizer Städte haben eine Fülle an grossartigen kulturellen Einrichtungen. Das zeichnet dieses Land aus. Ich hoffe sehr, dass diese Fülle erhalten bleibt und man Möglichkeiten findet, dieses reichhaltige kulturelle Angebot zu bewahren, ohne dass sich der Kampf um die Gelder verschärft. Die Schweizer Politik hat mit ihren schnellen finanziellen Hilfeleistungen vorbildlich reagiert. Es braucht aber auch die Bevölkerung, die sich bewusst ist, was sie an der Kultur hat und sich ebenfalls für deren Erhalt einsetzt. Mein Wunsch ist, dass die Kultur als genauso relevant eingestuft wird wie andere Dinge der gesellschaftlichen Grundversorgung. Sie ist der Kitt unserer Gesellschaft: Kultur stellt Öffentlichkeit her, schafft Orte der Reflexion, des Austauschs und der Sinnstiftung. Das dürfen wir nicht verlieren, da darf es keinen Kahlschlag geben.

kinok.ch

«Wir müssen uns neue Formen überlegen, wenn wir nicht aussterben wollen»

Die Grenzen des Streamings, die Suche nach pandemietauglichen Formaten und warum das Theater jetzt Demokratie und Solidarität zum Thema machen muss: der St.Galler Schauspieldirektor Jonas Knecht über Nicht-Theater in Coronazeiten. Von Peter Surber (Interview) und Hannes Thalmann (Bild)

In den Büros der Theaterleitung herrscht Betrieb. Gerade wird eines der Hörspiele bearbeitet, die das Ensemble aufgenommen hat und die auf der Website des Theaters online gestellt werden. Hörspiele böten dem Publikum ein Stück Kopftheater, wird Jonas Knecht später im Interview sagen – inspirierend, aber halt doch nur eine Ersatzhandlung für das leibhaftige Theater, das wegen Corona nicht gespielt und nicht geprobt werden kann. An der Wand, noch nicht publik, der handgeschriebene Spielplan für die Spielzeit 2020/21, einer von vielen, sagt der Schauspieldirektor, die ständig wieder über den Haufen geworfen werden zur Stunde.

Das Gespräch findet Mitte Mai statt, gerade hat das Theater die Festspiele abgesagt, gerade lockert Österreich sein Veranstaltungsverbot, vielleicht ist einiges schon wieder überholt bis Ende Monat. Die Terrasse an der Museumsstrasse: ein lauschiger Ort, mitten in der Stadt und zugleich mitten im Grünen. Der Blick auf das in die Höhe wachsende Theaterprovisorium vor der Tonhalle ist von Bäumen verstellt. Dafür ragt geradeaus die Betonwand des Theaters auf. Hier hätte jetzt im Mai und Juni die Schlussproduktion vor der Renovation des Baus stattfinden sollen. *Letschti Rundi* war das Stück betitelt, der Text von Julie Paucker stand.

Saiten: Was hat das Publikum auf dieser «Letschten Rundi» verpasst, die nicht gespielt werden kann?

Jonas Knecht: Es wäre ein Rundgang durch die diversen Räume gewesen, eine Wiederbegegnung mit den Theatergeistern, die in all den Jahren hier gespukt haben, und mit Texten, die auf unser Ensemble zugeschnitten waren. Eine Hommage an dieses Haus und seine 52-jährige Geschichte sozusagen. Es reut mich sehr, dass das jetzt nicht möglich ist. Ich liebe dieses Haus heiss, und eine Verabschiedung, bevor es in den Dornröschenschlaf fällt, wäre schön gewesen.

Und die anderen Ausfälle?

Es gibt Dinge, die besonders schmerzen. Mit der St.Galler Produktion *Verminte Seelen* wären wir zum Heidelberger Stückemarkt eingeladen gewesen. Meine Berner Inszenierung des Camenisch-Stücks *Der letzte Schnee* war zum Schweizer Theatertreffen eingeladen. Am Wiener Volkstheater hatten wir einen super Probenstart zu *Godot*, dann wurde die Produktion gecancelled. Und auch das Theaterspektakel Zürich ist abgesagt worden, wo wir ebenfalls mit *Verminte Seelen* gastiert hätten. Das klingt vielleicht seltsam, aber: Wir hätten ein paar überregionale Früchte unseres Schaffens ernten können in den letzten und den nächsten Monaten. Und diese Früchte sind jetzt alle vom Coronavirus befallen. Das tut ziemlich weh. Einerseits muss ich sagen: Das sind Luxusprobleme. Aber andrerseits ist es nun mal unsere Welt und in dieser steckt sehr viel Herzblut drin.

Und diese Welt ist «knocked out».

Ja. Wir können überhaupt nicht planen. Wir halten immer wieder Planungssitzungen ab und sagen: So – was wäre, wenn …? Und nach kurzer Zeit merken wir: Es gibt zu viele Unbekannte. Es ist eine krasse Situation, mit der ich nicht so gut umgehen kann.

Corona hat viele Experimente mit digitalen Formaten angeregt. Streaming zum Beispiel – umstritten, aber es hat zumindest den Vorteil: Kaum je sonst hat man die Chance, Schauspielerinnen und Schauspieler oder auch Musiker von so nahe zu sehen.

Klar, es gibt Vorzüge, und es kam auch eine Reihe von Briefen aus dem Publikum mit der Forderung: Stellt doch Inszenierungsmitschnitte aufs Netz! Dazu sage ich ganz klar Nein. Wenn wir Mitschnitte in «Arte»-Qualität hätten, die über «abgefilmtes Theater» hinausgehen: dann ja. Aber die Gelder zur Realisierung solcher Aufnahmen während des normalen Spielbetriebs hat St.Gallen nicht. Dafür haben wir kleine Onlineformate wie «Künstler im Homeoffice» schnell auf die Beine gestellt, das hatte den Charme des Unfertigen und war teils sehr schön. Dahinter kann ich stehen, aber es ist sehr privat und hat nicht viel mit Theater zu tun. Am Volkstheater Wien hatten wir diskutiert, ob wir *Warten auf Godot* am Computer inszenieren sollen, mit vier Zoom-Fenstern.

Eine spannende Vorstellung …

… aber dann kann man das Stück auch gleich lesen. Oder sich anhören – und das ist eine Idee, die wir jetzt in St.Gallen realisieren, mit der Reihe «Vorhang zu, Ohren auf». Solche Hörspiele können wir qualitativ hochstehend produzieren, und das ist für mich zentral: Die Qualitätsansprüche wollen wir nicht herunterschrauben. Handykameras und -mikrofone, das taugt nicht, das interessiert mich nicht. Wir halten bei den Aufnahmen alle Schutzmassnahmen ein, die Schauspieler haben Spass daran, und dem Publikum eröffnen wir damit eine Art Kopftheater. Da ist

Jonas Knecht

ein Mehrwert drin. Aber klar: Es fehlt das gemeinsame Hören und Schauen.

Das ist ja vermutlich der entscheidende Punkt: das Live-Erlebnis. Theater ist quasi eine Schicksalsgemeinschaft zwischen Publikum und Spielenden, Abend für Abend.

Der Live-Aspekt hat etwas Altertümliches, Konservatives. Und genau das ist das Wunderbare am Theater: dieses analoge, gemeinsame Erlebnis in einem Raum. Man kann nicht einfach weggehen. Bei Online-Formaten schauen anfangs viele hin, aber klicken sich nach wenigen Minuten weg. Und das gemeinschaftliche Erlebnis können sie nicht ersetzen. «Schicksalsgemeinschaft» ist ein schönes Wort dafür.

Gibt es neben dem Streaming, das man nicht will, und dem kollektiven Live-Erlebnis, das man nicht haben kann, einen dritten, vierten, vielleicht fünften Weg?

Ich bin sehr viel am Nachdenken über Theater, generell, und so langsam kommt die Kreativität zurück. Das fällt mir auch im Gespräch mit anderen Theaterleitern auf: Viele haben diese Mischung erlebt zwischen unglaublicher Lethargie und einem wahnsinnigen Aktionismus. Diese Pendelausschläge werden nun langsam kleiner, der Kopf wird freier. Und dieser sagt: Ok. Offensichtlich wird es länger dauern. Wenn erst in einem Jahr der Impfstoff da ist, dann werden wir noch ein Jahr lang mit massiven Einschränkungen leben müssen. Sonst kommt die zweite Welle, die Gefahr ist ja

nicht gebannt. Das heisst: Wir müssen uns neue Formen überlegen, wenn wir nicht aussterben wollen. Gerade wenn man am gemeinschaftlichen Moment festhalten will – und das will ich unbedingt – dann braucht es andere Mittel. Man bespielt zum Beispiel eine Hausfassade, alle Fenster werden zur Bühne, das Publikum sitzt oder steht in sicherem Abstand auf der Strasse und kann über eine App mithören … Hinausgehen aus den Häusern, das ist ein grosses Thema, Schauspiel ist ja flexibel. Spielen wir in der Arena hinter dem Haus, Blick auf den Stadtpark? Oder reaktivieren wir unseren Theatercontainer in der Innenstadt?

Das sind in St.Gallen bereits erprobte Dinge …

Ja, und solche kleineren Formate sind ein Ausweg oder ein vorsichtiger Rückweg. Eins zu eins Bespielungen eher nicht, schliesslich sind wir jetzt lange genug allein gewesen. Oder man macht ein Programm, das eine Viertelstunde dauert, für jeweils zehn Leute, und man spielt es mehrere Male pro Abend. Aber bei all dem muss man immer auch die Angst vor vollen Räumen bedenken, die die Leute vielleicht weiterhin haben. Selbst wenn wir jetzt das grosse Haus nochmal öffnen dürften, zweifle ich, ob es auch voll würde.

Es gibt beide Prognosen. Entweder: Die Leute hungern nach Theater und kommen in Scharen. Oder: Kein Mensch kommt …

Den Hunger kann man stillen, indem man draussen spielt, wo man sich nicht so nahe kommen muss. Die Viruslast nimmt dort viel schneller ab. Aber hier im grossen Haus mit der alten Lüftung ist Theater im Moment kaum vorstellbar. Mein Wunsch und mein Denken dreht sich um Live-Erlebnisse, die auch mit physischer Distanz möglich sind und wo sich Menschen wieder in Echt begegnen können.

Draussen spielen: Das kann man im Sommer. Aber im Herbst und im Winter muss das Theater in die Räume zurückkehren. In Deutschland gehen die Emotionen hoch, was die Frage betrifft: Kann man spielen? und wenn ja: wie?

Der Intendant des Münchner Volkstheaters, Christian Stückl, war einer, der möglichst rasch sein Theater wieder öffnen wollte. Bereits ab Mitte Juni solle geprobt werden, am 24. Juli wolle er starten mit durchwegs «corona-tauglichen» Stücken. Heisst: Aus dem Zuschauerraum wird jede zweite Reihe entfernt, in den anderen nur jeder vierte Sitz besetzt. Auch auf der Bühne werden die Abstandsregeln eingehalten. Die Aufführungen sollen höchstens eine Stunde dauern, Pause gibt es nicht, dafür wird mehrmals hintereinander gespielt. Das Ergebnis werde möglicherweise künstlerisch fragwürdig sein, aber immerhin «eine Idee von Normalität» auf die Bühne zurückbringen. Das gleiche Ziel hat in Konstanz der scheidende Intendant Christoph Nix: Er plant auf dem Münsterplatz wie alle Jahre ein Freilichtspiel, das Stück stammt von ihm selber: ***Hermann der Krumme oder Die Erde ist rund.*** Nix verspricht, die Hygienevorschriften einzuhalten. Die Stadt Konstanz hat provisorisch Ja gesagt.

Noch schwieriger als im Sprechtheater dürfte die Lage allerdings im Musiktheater sein. In einem deutschen Papier zum Coronaschutz wird aufgezählt, wie das aussehen könnte: Pro Person 20 Quadratmeter Proberaum, Sänger halten sechs Meter Abstand, Bläser zwölf, die Alternative lautet: «Trennung durch Schutzscheiben, Schutzmaske, Mund-Nasen-Bedeckung, Visiere».

Jonas Knecht, erwartet uns ein solches Horrorszenario auch in St.Gallen? Man könnte ja immerhin sagen: Masken gehören seit jeher zum Theater.

Das stimmt. Aber mit Mundschutz Emotionen ausdrücken? Wenn man nur noch die Augen sieht? Gewiss kann man passende Formen finden für das Maskenspiel, mit Texteinspielungen, grossen Gesten, mit Spielweisen, die sich an die Commedia dell'arte anlehnen. Aber ich glaube nicht, dass die Menschen sich permanent Stücke ansehen wollen, in denen Corona das Thema ist beziehungsweise die Form der Darstellung durch die Schutzmassnahmen bestimmt werden. Das nervt doch. Einmal ein Stück kann man machen, durchaus. Ich habe in der Leitungsrunde auch schon aus Spass gesagt: Müssten wir nicht im Herbst ganz viele lustige Stücke spielen, die sprühen vor Lebensfreude? Statt Problemstücke, die sagen: schlimm, schlimm, schlimm … – Es versteht sich von selbst, dass wir auf das, was gerade passiert, im Theater eingehen werden.

Das ist wieder die Frage: Was muss, was soll das Theater spielen in der nächsten Spielzeit?

Eine grosse Frage, die uns sehr fordert. Längerfristig. Ein Thema für mich wären die Länder, die Grenzen, die plötzlich wieder so wichtig werden; die Diskussion über Staatsformen, die Gefährdung der Demokratie. Wie verhält es sich mit der Solidarität in einer Gemeinschaft, wenn es brenzlig wird? Wie gehen Staaten mit solchen Krisen um? Wenn man etwa nach Ungarn oder auch in andere Länder schaut, dann sieht man: Da laufen sehr gefährliche Prozesse. Plötzlich wird per Dekret regiert. Plötzlich darf komplett überwacht werden. Plötzlich gefährdet der Narzissmus eines Politikers ein ganzes Land. Über die Frage des Zusammenlebens im Theater nachzudenken könnte deshalb extrem wichtig sein. Bestimmt werden wir uns auf eine längerfristige Auseinandersetzung mit dieser Pandemie und ihren Folgen auf dem Theater einstellen müssen. Dafür Stücke und Formate zu entwickeln, die etwas zu sagen haben, braucht

viel Zeit und Abstand – das lässt sich nicht aus dem Ärmel schütteln.

Im Moment leben die Menschen so: auf Abstand. Drum nochmal die Frage: Wenn nur jeder vierte Platz besetzt werden darf, wenn Hygieneregeln weiter gelten, macht es dann überhaupt Sinn, zu spielen?

Wir wissen es nicht. Wir sind auf Gedeih und Verderb auf das Live-Moment angewiesen. Das macht Theater aus. Wenn wir mit Maske und Sichtschutz spielen müssen, dann schreit das nach Lesarten und Stücken, die dazu passen. Und zwangläufig ist man so bei Themen wie Ansteckung, Epidemie, Zombies, Polizeistaat und so weiter. Niemand weiss, was richtig und falsch ist und wie das Publikum sich verhalten wird. Vielleicht müssen wir uns daran gewöhnen, die Schutzmassnahmen zu akzeptieren.

Fussball wird wieder gespielt, und Zweikämpfe im Strafraum seien mindestens so körperlich wie ein Kuss auf der Bühne, sagen Kritiker. Warum sollen für das Theater andere Massstäbe gelten?

Eine gute Frage! Es gibt auch bei uns im Theater unterschiedliche Positionen. Die einen sind extrem vorsichtig, die anderen gehen eher locker mit der Gefährdung um. Wir werden niemanden zwingen können, «normal» zu spielen, solange die Abstandsregeln gelten. Beim Fussball geht es halt um wahnsinnig viel Geld. Aber letztlich ist es auch dort das gemeinschaftliche Erlebnis, das zählt und das fehlt.

Geistertheater vor leeren Rängen?

Möglich, aber wozu? Als Schauspieler auf der Bühne bin ich genauso angewiesen auf das Publikum, wie das Publikum auf mich. Leere oder volle Reihen machen einen grossen Unterschied. Wir sind wieder bei der Schicksalsgemeinschaft, bei der Begegnung von Menschen.

Werden solche Fragen gemeinsam diskutiert unter den Schweizer Theaterhäusern?

Wenig. Ich bin mit dem Theater Bern relativ eng im Kontakt, auch mit Basel, aber das sind mehr persönliche Kontakte. Der Schweizerische Bühnenverband erarbeitet gerade ein Schutzkonzept für den Proben- und Spielbetrieb und drängt auch beim Bundesrat auf eine klare Ansage.

In einem der vielen Statements zu Kultur und Corona war zu lesen: «Theater ist ein Ort der Furchtlosigkeit.» Wäre das Theater St.Gallen nicht auch der Ort, wo man furchtlos hinstehen und Widerstand leisten müsste?

Widerstand – wogegen? Gegen das Virus? Ich verstehe die Frage, aber ich halte nichts von Widerstand gegen einen Bundesrat, der den Job bisher relativ gut gemacht hat. Es müsste vielmehr ein Widerstand sein gegen das gedankenlose Wieder-Hochfahren dieser Welt. Ein Widerstand dagegen, dass Fliegen immer noch so unsäglich billig ist und vermutlich auch bleiben wird. Dass man immer noch alles Denkbare zu jeder Zeit haben kann und haben will. Das wäre sicher eine Chance für das Theater: einen Aufruf zu lancieren gegen die Gedankenlosigkeit nach Corona. Kaum ist die Welt wieder offen, wollen alle doppelt so viel reisen, doppelt so viel konsumieren, das Verpasste kompensieren: Vor einer solchen Entwicklung hätte ich schon Angst. Wir retten die Fluggesellschaften, aber die Chance, dies an Auflagen für Ökologie und nachhaltiges Handeln zu knüpfen, hat man verpasst. Pessimisten würden sagen: Der Mensch lernt nichts.

Im vorhin zitierten Text steht am Schluss: Theater sei «das genaue Gegenteil von Corona».

Das ist ein schöner Satz. Wir sind sehr gefordert, auch langfristig Lösungen zu finden. Ich selber habe schon immer auch andere Formen des Theaters ausprobiert. Da kommt die Lust jetzt wieder, da wird die Kreativität angekurbelt, und dies auch unabhängig von Corona: Wir stehen ja vor zwei mobilen Spielzeiten, während das Theater renoviert wird. Was Corona betrifft, haben wir die Lösung noch nicht, weil noch keine Vorgaben da sind. Aber man kann bestimmt schöne Dinge machen. Und das Ensemble, die Musiker, Regisseurinnen: Alle wollen unbedingt arbeiten. Die Corona-Pause fängt an, viel produktive Energie zu generieren.

Theatermacher könnten ja auch auf die Barrikaden gehen und sagen: Lasst uns endlich spielen! Von einem «faktischen Berufsverbot» reden manche Kritiker der bundesrätlichen Massnahmen.

Da kommt mir die Galle hoch, wenn ein Trump seine eigenen Bundesstaaten aufruft, Widerstand zu leisten gegen die Schutzmassnahmen. Es hat sich niemand das Virus ausgedacht. Die Schutzmassnahmen haben ihren Sinn. Hochfahren, als wäre nichts gewesen, wäre dumm. Die Coronakrise wird Folgen haben. Und das soll jetzt nicht depressiv klingen. Das Virus eröffnet eine grosse Chance, nochmal ganz anders über unsere Lebensform und auch über Theaterformen nachzudenken. Und vielleicht auch den festgefahrenen Stadttheaterbetrieb etwas aufzuweichen.

Österreich lässt ab 29. Mai Veranstaltungen drinnen und draussen mit bis zu 100 Personen wieder zu, ab 1. Juli mit bis 250 Personen, vorausgesetzt, der Mindestabstand von einem Meter von Person zu Person wird eingehalten. Auch Proben sollen wieder möglich sein. Das Theaterland geht voraus …

Das hat hoffentlich Signalwirkung auf die Entscheide des Bundesrats. Ich würde mich natürlich riesig freuen, wenn wir bald wieder proben und vor allem spielen könnten! Ideen sind mittlerweile viele da, unsere abgewürgte Spielzeit zusammen mit dem Publikum zu Ende zu bringen. Unser ganzes Haus steht in den Startlöchern.

theatersg.ch

Der «happy somebody» der Kunst

Looking at art: **Der St.Galler Künstler Larry Peters wird zum Achtzigsten mit einem Buch und einer Ausstellung gefeiert. Von Richard Butz**

Larry Peters: *Seven Samurai*, 2018

«Meine Geburt, 1940 in Battersea, war begleitet von einem Konzert explodierender Bomben und einer Lichtschau von Scheinwerfern, die über den schwarzen Himmel Londons fegten.» So beginnt das Leben des Künstlers und Schriftstellers Larry Peters. Anfänglich kein einfaches: Als Teenager putzt er Billardtische in Soho. An der Chelsea School of Art und dem Royal College of Art erhält er seine Ausbildung in einer Zeit, in der London förmlich explodiert. Im «Swinging London» der 1960er-Jahre begegnet er zahlreichen Künstlern und Künstlerinnen, unter ihnen Pop-Art-Shooting-stars, die später Weltruhm erlangen werden, und er kommt in Kontakt mit Pop- und Rockmusikern.

In einem kleinen Atelier in Wimbledon entstehen erste geometrisch abstrakte Bilder. Mit 30 kommt Larry Peters mit seiner Schweizer Frau und zwei kleinen Töchtern in die Schweiz und wird Lehrbeauftragter an der St.Galler Schule für Gestaltung. Er malt, stellt bisher über 50 Mal aus, zeichnet, schreibt und mischt sich ins Kulturleben ein. Jetzt lebt er, weiterhin wach künstlerisch und schriftstellerisch tätig, als Hobbygärtner, Tischtennisspieler und Teetrinker in Bruggen, oder wie er sagt: im «Wild West» von St.Gallen.

Theatralische Szenen

Im Buch *Looking at art* gibt er Einblick in beide Seiten seines Schaffens, die Kunst und das Wort. Im Laufe seines Schaffens wurden seine bildnerischen Kompositionen zum Hintergrund eines neuen Elements, nämlich der menschlichen Figur als Galeriebesucher. «Dieser Schritt», so Peters, «erlaubt mir, die Beziehung zwischen dem bildnerischen und dem realen Raum zu erforschen.» Dabei wird der virtuelle (abgebildete) Betrachter der Kunst von einem realen Betrachter im Ausstellungsraum beobachtet. Aus Fotos entwickelt er 2D-Zeichnungen und daraus wieder 3D-Drahtfiguren. So entsteht «eine theatralische Szene, sozusagen eine Theateraufführung ohne Worte. Man spürt den Geist und die Geister von René Magritte und Caspar David Friedrich auf dieser meiner Bühne».

84 Seiten Abbildungen belegen im Buch diese vielfältige Auseinandersetzung. Die Kunsthistorikerin Corinne Schatz stellt in ihrem Buchbeitrag fest, dass es bei all diesen Werken weniger um Theorie als um das konkrete Seherlebnis gehe. Peters «Untersuchungsmodelle» seien ein Erlebnisangebot, das eigene Sehen und Verhalten zu beobachten und zu hinterfragen. Übertragen in der Ausstellungssituation in lebensgrosse Dimensionen, sieht sich das Publikum plötzlich Seite an Seite mit filigranen Drahtfiguren, die vor einer bemalten oder mit Texten beschrifteten Wand stehen.

Für Corinne Schatz verbinden sich die perspektivischen Entdeckungen der Renaissance und die Verschmelzung mit dem Motiv in der Romantik (Stichwort: Caspar David Friedrich). Beigefügt sind konzeptionelle Ansätze von Magritte bis in die Gegenwart, Elemente aus der Wahrnehmungspsychologie und der Rezeptionsästhetik, alles abgeschmeckt mit einer Prise britischen, gelegentlich auch maliziösen Humors.

Unsinn macht Spass

Humor leitet über zum anderen Teil seines Schaffens, dem Zerteilen der Wörter, um sie anders zusammenzufügen oder sie aneinanderzureihen, um ihren Sinn zu ändern oder neu zu definieren oder um mit Worten zu spielen. Ein Beispiel:

I'd rather be
a happy nobody
than
a miserable somebody
but
I'd rather be
a happy somebody
than
a miserable nobody

Mehrere weitere Beispiele im Buch zeugen von seinem Flair für Wörter, Buchstaben, Slogans, Gedichte, von seinen Reflexionen darüber und seinem Wunsch, das Geheimnis oder das Surreale hinter dem Alltäglichen zu entdecken. Hinzu kommen Ausführungen zum Thema Kunstbetrachtung und Rückblicke auf Ereignisse aus seinem Leben, alle zweisprachig oder im Sprachmix.

In seinem Essay zum «Schrift Steller» Larry Peters schreibt Fred Kurer: «Dass sich Unsinn oder in sich Widersprüchliches einstellt in den Texten, ist kein Schade, vielmehr Gewinn. Ist oft Genuss. Macht Spass.» Corinne Schatz sieht das Buch als «eine brisante und höchst vergnügliche wie lehrreiche Rezeptur, die garantiert für Überraschungen und Erkenntnisse sorgt».

Larry Peters – Looking at art. Hrsg. von Larry Peters und Margrith Rekade, VGS St.Gallen 2020, Fr. 38.–. Erscheint am 11. Juni
Ausstellung: 12. Juni bis 5. Juli, Architektur Forum St.Gallen
Vernissage: 11. Juni, 18.30 Uhr. Reading and Talking: 21. Juni, 14 Uhr

Sie malen weiter

Farbtöne, Konzepte, Materie – mitunter scheint sogar noch der Geruch von Öl und Terpentin durch den Ausstellungssaal zu wehen. Das Kunstmuseum Thurgau zeigt anhand von 14 Künstlerinnen, wie reich und lebendig die Malerei ist.
Von Kristin Schmidt

Rachel Lumsden: *Sound of Pleiades*, 2018

Sie war nie tot, sie lag nie auch nur darnieder, ihr konnten weder der Buchdruck noch die Fotografie noch die Macht des Digitalen etwas anhaben. Im Gegenteil. Die Malerei ist vital wie eh und je. Das zeigen grosse Museumsausstellungen, das zeigen renommierte Preise, die an Malerinnen und Maler vergeben werden, und das zeigt auch deren Präsenz an den Kunst-Grossanlässen wie der Documenta und den weltweiten Biennalen.

Vielleicht ist die Malerei sogar derzeit besonders attraktiv, hat sie doch den virtuellen Welten einiges entgegenzusetzen. Was, das lässt sich in der aktuellen Ausstellung «Pinsel, Pixel und Pailletten – Neue Malerei» im Kunstmuseum Thurgau sehen. Die Alliteration im ersten Teil des Titels wirkt zwar bemüht unterhaltsam und entspricht kaum dem ernstzunehmenden Charakter der Ausstellung, aber wenn es zu Aufmerksamkeit verhilft, dann soll dieses Mittel recht sein. Sie bietet nichts weniger als einen breiten Überblick an Konzepten, Techniken, Materialien und Formaten. Obgleich der Fokus auf der Region liegt, ist es gelungen, eine ausgewogene Vielfalt an malerischen Ansätzen zu versammeln.

Makeup und Alchemie

Die Schau startet mit der figurativen Kunst von Heike Müller (*1970 in Winterthur). Sie interessiert sich für den Bilderfundus vorangegangener Generationen, der das kollektive Gedächtnis noch immer prägt. Alte Postkarten und Fotografien übersetzt sie in Malerei. Dabei konfrontiert sie die nostalgische Anmutung der Motive und Farben mit Kontrasten und Konturen, die heutigen Bildbearbeitungsprogrammen zu entstammen scheinen. In einer zweiten Serie porträtiert sie Männer und lenkt den Fokus aber nicht auf die Persönlichkeit, sondern auf die erotische Ausstrahlung. Damit dreht sie den Spiess von Meister und Muse um.

Auch Daniela Siebrecht (*1968 in St.Gallen) widmet sich dem Bildnis und findet Wege der Transformation. Sie lässt das Antlitz eines Jugendlichen hinter einer riesigen Kaugummiblase verschwinden. Das erinnert an die aufgelösten Gesichter bei Francis Bacon, bezieht sich aber auch auf die gefilterten Selbstdarstellungen heute. Da wird bearbeitet, verwandelt, geschönt – aber was ist Schönheit überhaupt?

Karin Schwarzbek (*1969 in Egnach) findet einen treffenden Ausdruck: Sie trägt Flüssigmakeups auf die Leinwand auf. High Performance Lifting Foundation oder Perfect Teint Foundation – allein die Namen der Kosmetika erzählen von Versprechungen, Bemühungen und Sehnsüchten. Damit vollzieht die Ausstellung den Schwenk ins Konzeptuelle wie bei Lisa Schiess (*1947 in Kreuzlingen), die für ihre Bilder aus 8 × 8 Einzelkacheln eine variable Anordnung vorsieht.

Andere Kunstschaffende repräsentieren dagegen die Lust an der Farbe, an Lichtstimmungen und Oberflächen. Sie untersuchen die Grenzen zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit oder wagen einen alchemistischen Zugang. Letzterer findet sich bei Günther Wizemann (*1953 in Graz). Den schwarzglänzenden Kunstharzoberflächen seiner Werke antwortet das Wendepailettenbild von Olga Titus (*1977 in Glarus). Zugleich stellt sich hier die Frage: Wie weit geht Malerei?

Frauen dominieren im Thurgau

Einen besonderen Platz in der Ausstellung haben Rachel Lumsden (*1968 in Newcastle upon Tyne) und Almira Medaric (*1992 in Doboj). Ein grossformatiges Gemälde der einen hängt an der Stirnwand des Ausstellungsraumes und zeigt, wie intensiv und symbiotisch Farbe, Materialität und Inhalt zusammenwirken können. Die andere wird an der Aussenwand des Museums eine neue Arbeit realisieren und damit die architektonische Substanz neu interpretieren.

Solche Vielfalt und so viele Künstlerinnen. Und noch einmal dominieren die Frauen im Haus: Im Juni eröffnet die Ausstellung «Frauen erobern die Kunst» als ein Teil der Schau «Thurgauer Köpfe» in insgesamt sechs Thurgauer Institutionen. Manche der Vorgestellten waren fast vergessen, andere nicht als Künstlerinnen bekannt, sondern manchmal auch dafür, als Junge verkleidet die Weltmeere befahren zu haben. Hier sind noch einige Entdeckungen möglich.

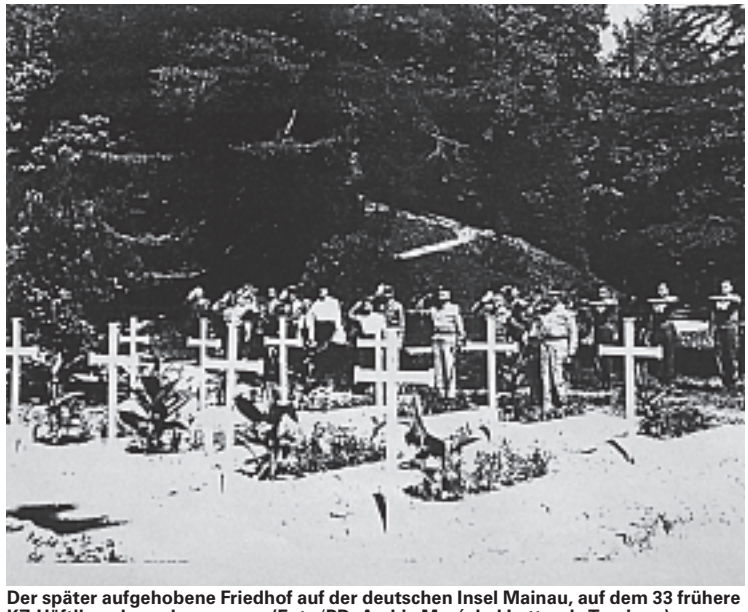
kunstmuseum.tg.ch

«Pinsel, Pixel und Pailletten – Neue Malerei»: bis 20. September, Kunstmuseum Thurgau
2. Juli, 19 Uhr: «Künstlerin werden – ein Lebensmodell im Wandel», Podiumsdiskussion mit Ute Klein, Almira Medaric, Lisa Schiess, Moderation: Markus Landert
Eine digitale Kunstwerkstatt zur Ausstellung gibt es auf kunstmuseum.tg.ch/de/vermittlung/kunstwerkstatt.html/10833

Flecken auf der Blumenpracht

Nach Kriegsende im Mai 1945 wurden einstige KZ-Häftlinge zur Erholung auf der Bodenseeinsel Mainau untergebracht. Daran wollte die Mainau-Grafenfamilie lange nicht erinnern. Ein Blick zurück, 75 Jahre nach Kriegsende. Von Urs Oskar Keller

Der französische General Jean de Lattre de Tassigny 1945 mit befreiten Häftlingen auf der deutschen Insel Mainau. (Foto/PD: Archiv Maréchal Lattre de Tassigny)



Der später aufgehobene Friedhof auf der deutschen Insel Mainau, auf dem 33 frühere KZ-Häftlinge begraben waren. (Foto/PD: Archiv Maréchal Lattre de Tassigny)

«Im Park trifft man fast überall auf Männer mit rasiertem Schädel, fremdartigem Blick, ihre Kleider flattern um ihre schrecklich abgemagerten Glieder. Sie irren umher auf der Suche nach ich weiss nicht was, zweifellos auf der Suche nach sich selbst», zitiert der Konstanzer Historiker Arnulf Moser aus dem Bericht des Reporters J.-M. Darracq vom 5. Juni 1945, abgedruckt in der französischen Zeitung «Libres». Nachzulesen sind die Zeilen in Arnulf Mosers zum Jubiläum des Kriegsendes neuaufgelegtem und erweitertem Buch *Die andere Mainau 1945 – Paradies für befreite KZ-Häftlinge.*

Die Geschichte: Am 29. April 1945 erreichten amerikanische Truppen das deutsche Konzentrationslager Dachau. Sie fanden dort ausser den Überlebenden einen Todeszug aus Buchenwald, in den Güterzügen lagen Hunderte sterbende und tote Häftlinge. Tausende von französischen Häftlingen aus dem KZ Dachau bei München mussten nach der Befreiung die von den Amerikanern verhängte Typhus-Quarantäne abwarten.

Die gesundheitlich am schwersten Getroffenen kamen auf Anweisung des Generals Jean de Lattre de Tassigny auf die Insel Mainau, die im Mai 1945 von den Franzosen beschlagnahmt wurde und für sie eine besondere Bedeutung hatte. «Als Krankenstation für befreite KZ-Häftlinge war sie ein Versuch, nationalsozialistisches Unrecht zu bewältigen. Zugleich war sie ein politisches Aushängeschild, das wichtigen Besuchern der Besatzungszone vorgeführt wurde», schreibt Moser in seinem Buch, das sich auf Berichte ehemaliger Häftlinge sowie auf Quellen aus den Archiven der französischen Armee und des Aussenministeriums in Paris stützt.

300 Betten für schwerkranke Häftlinge auf der Mainau

Die Ausgangssituation bei der Befreiung von Dachau hatte nach einem Bericht des Militärarztes C. Gonnet in der Zeitschrift «La Presse Médicale» vom 19. Januar 1946 so ausgesehen: Es waren 4258 gesunde und 1532 kranke Franzosen vor der Heimreise nach Frankreich zu betreuen. Die französische Armee hatte für sie organisiert: 300 Betten für schwerkranke unterernährte Häftlinge auf der Mainau, 2000 Plätze nach Ausweisung der Bewohner für eher Gesunde auf der Insel Reichenau, wo sie sich erholen bzw. die Quarantänezeit abwarten sollten, und 1000 Betten im Krankenhaus Reichenau für Häftlinge mit ansteckenden Krankheiten. Gemeint ist die leerstehende ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Reichenau auf dem Festland, wo zuletzt eine NS-Eliteschule bestanden hatte (heutiges Zentrum für Psychiatrie Reichenau).

Der Besitzer der Insel, Graf Lennart Bernadotte, verbrachte die Kriegszeit in Schweden. 1943 hatte er seine Insel für monatlich 5000 Reichsmark an die Organisation Todt, die bautechnische Abteilung im deutschen Rüstungsministerium, verpachtet. Im Sommer 1945 starben 33 der ehemaligen KZ-Häftlinge auf der Mainau. Auf der Südostseite der 45 Hektar grossen Insel wurde damals ein Friedhof angelegt. Als Bernadotte 1946 aus Schweden zurückkam, verlangte er die Verlegung der Gräber auf den französischen Teil des Konstanzer Hauptfriedhofs. Die Stätte und die Erinnerungen an die NS-Vergangenheit waren ihm offenbar unangenehm. So wurden die Toten im Frühjahr 1946 umgebettet, zusammen

Das Denkmal auf der Mainau. (Bild: uok)

mit 90 Buchs- und Taxusbäumen, für die Bernadotte Schadenersatz von der Stadt Konstanz verlangte.

«Man hat uns kühl abblitzen lassen»

All das zusammenzutragen war nicht einfach. «Als ich Anfang der 1990er-Jahre an dem Mainau-Buch gearbeitet habe, hat mir das Staatsarchiv in Freiburg die Einsicht in manche Akten verwehrt, weil sie angeblich zu viele private Dinge über Graf Bernadotte enthalten. Heute sind die Akten zugänglich», erzählt der heute 77-jährige Autor Arnulf Moser. Als das Buch 1995 erschien, schlugen er und Brigitte Weyl, damalige Geschäftsführerin der UVK-Verlagsgesellschaft Konstanz, der Grafenfamilie Bernadotte vor, auf der Insel eine Gedenktafel anzubringen. «Man hat uns kühl abblitzen lassen», erinnert sich der Historiker.

Ähnlich erging es Claus-Dieter Hirt, dem Präsidenten der Deutsch-Französischen Vereinigung in Konstanz. In seinem und Daniela Freys Buch *Französische Spuren in Konstanz. Ein Streifzug durch die Jahrhunderte*, das 2011 vorgestellt wurde, schwieg sich die offizielle Mainau über diese Jahre aus. «Keinerlei Spuren sollten offensichtlich an die dunklen Kapitel der Blumeninsel im Bodensee erinnern», resümieren Frey und Hirt.

Die zwei Gesichter der Insel

Ein Offener Brief verstärkte anschliessend den Druck auf die Mainau. Doch erst als auch überregionale Zeitungen wie die «FAZ» oder der Zürcher «Tages-Anzeiger» kritisch darüber berichteten, war klar, dass die Grafenfamilie reagieren musste, um einen massiven Imageverlust zu verhindern.

Sie setzte eine Historikerkommission ein, der Experten der regionalen Zeitgeschichte (Lothar Burchardt, Tobias Engelsing und Jürgen Klöckler) angehörten. Auf ihren Rat hin wurde tatsächlich ein Denkmal für die verstorbenen Häftlinge geschaffen und am 18. November 2012 eingeweiht, an der Stelle, wo sich 1945 der provisorische Friedhof befunden hatte. Das Denkmal besteht aus drei grauen Granitstelen aus der Bretagne mit einem Spruch des Dichters Antoine de Saint-Exupéry: «Mensch sein heisst verantwortlich sein». Dazu gehört eine Informationstafel mit den Namen der Verstorbenen, deren Lebensdaten ermittelt werden konnten.

Autor Moser verweist aber auch darauf, dass eine Blumeninsel in kürzester Zeit in ein Notspital umgewandelt werden konnte, dem «Hunderte von schwerkranken Opfern des NS-Regimes ihr Überleben verdanken». Dieses Gesicht wiederum haben die Franzosen gerne den internationalen Delegationen vorgeführt, die aus amerikanischen Generälen, Ministern und Gemeinderäten aus Paris, dem Sultan von Marokko bestanden, und die stets dasselbe Programm geboten bekamen: Militärparade in Konstanz, grosses Essen im Insel-Hotel und Besuch bei den Häftlingen auf der Mainau. Der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee, Henri Guisan, soll ihnen sogar Stumpen und Schokolade mitgebracht haben.

«Eine Zeit, die ich am liebsten vergessen möchte»

Die schwierigste Aufgabe für die Kommission war die Untersuchung der Einstellung von Bernadotte zum Nationalsozialismus. Sie konnte dabei auf Dokumente zurückgreifen, die vorher nicht zugänglich waren: die Tagebücher des Grafen, Unterlagen aus dem schwedischen Reichsarchiv in Stockholm und dem Archiv des französischen Aussenministeriums in Paris. Vorgestellt hat das Gremium sein Gutachten im Februar 2014 und im Herbst 2014 in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees veröffentlicht. Fazit: Es entlastet Bernadotte vom Vorwurf der Nähe zum Nationalsozialismus.

Als das Buch 1995 erstmals erschien, sprach der deutsche Historiker Fabio Crivellari in der Konstanzer Lokalzeitung «Südkurier» auch das Thema einer Gedenktafel für die verstorbenen KZ-Häftlinge aus Dachau an. «Die Anregung war zu diesem Zeitpunkt völlig irreal», befand Moser, denn genau ein Jahr später habe Bernadotte in seinen Memoiren massiv die französischen Besatzer kritisiert, von denen er sein Eiland verwüstet und geplündert sah. Bernadotte: «Eine Zeit, die ich am liebsten vergessen möchte».

Der Konstanzer Schriftsteller Peter Salomon sagte bereits 2011: «Das Pflegen der Erinnerungskultur ist nicht nur eine Säule unserer Demokratie, sondern wird heute auch in der Gesellschaft als ehrenhaft geachtet. Die Betreiber der Mainau tragen ja keine Verantwortung für die Geschehnisse in der Vergangenheit – aber doch dafür, wie mit diesen heute umgegangen wird.» Und Moser meint: «Die Mainau hat inzwischen ihre Hausaufgaben gemacht.» Die Neuauflage seines Buches liefert auch die Kurzbiografien der Toten, die bisher nur mit Namen und Sterbedatum publiziert waren. «Jetzt hat man auch die Haftgründe, die ganze Bandbreite von politischer Repression in Frankreich, und die verschiedenen Haftstationen, die diese Franzosen in Frankreich und Deutschland durchgemacht haben.»

hartung-gorre.de, zeitzeugnisse.ch

Arnulf Moser: *Die andere Mainau 1945 – Paradies für befreite KZ-Häftlinge*, Hartung-Gorre Verlag Konstanz 2020, 19.80 Euro

Der Schlüssel zur Kunst

Im August startet der Studiengang Bildende Kunst an der Schule für Gestaltung St.Gallen in die fünfte Runde. Zum zehnjährigen Bestehen der Weiterbildung gibt es Neuerungen: mehr Werkausstellungen und ein gemeinsames Atelier. Von Sandra Cubranovic

Thomas Stüssi (Bild: pd)

Die gestalterische Weiterbildung ist mit der Fachrichtung Bildende Kunst die einzige Möglichkeit in der Ostschweiz, sich zur Künstlerin oder zum Künstler ausbilden zu lassen. Mit dem Start 2010 hat sich für viele ein Herzenswunsch erfüllt. Vor allem die lokale Kunstszene forderte die Realisation einer Kunstausbildung in St.Gallen. Bildung für die Kunst müsse her, weil Kunst wichtig ist, weil sie die Gesellschaft herausfordert. Sie ist ein Mittel zur subversiven Kommunikation. Sie lässt Bewegung entstehen, statt Stillstand zu dulden. Und das Kommunizieren, das Wie, will gelernt sein.

Mut zum Unbekannten

«Vielleicht macht man auch Sachen, die man im ersten Moment nicht so gut findet.» Thomas Stüssi, Bildender Künstler und seit 2017 Leiter des Studiengangs, spricht aus Erfahrung. Neuem gegenüber aufgeschlossen zu sein und sich zu überwinden, gehört zum künstlerischen Prozess. Entgegen den Erwartungen sind es oftmals genau die schwierigsten Anstrengungen, die die eigene Arbeit bereichern und die Weiterentwicklung forcieren. Der 41-jährige Teufner hat in Berlin an der Kunsthochschule Weissensee studiert. «Ideal sind Bewerberinnen und Bewerber, die schon eine eigene künstlerische Praxis entwickelt haben, aber eine Weiterentwicklung anstreben und eine Erweiterung ihrer Arbeitsweise zulassen wollen.»

Zu den Neuerungen des Lehrgangs gehört die Aufstockung der Anzahl Werkschauen. Sechs Ausstellungen statt bisher zwei werden in gemeinsamer Planung von den Studierenden organisiert und realisiert. Diese stellen alle vor ganz spezifische Herausforderungen. Thomas Stüssi kennt die Schwierigkeiten gut: «Viele haben Hemmungen, auch nur eigene Bekannte einzuladen. Wenn man das einige Male gemacht hat, sich überwindet, dann wird man sicherer und lernt, dass das Ausstellen und Sich-Zeigen zum Künstlerberuf dazugehört.»

Im Studium wird neben praxisorientierten Modulen auch Theorie gelehrt. «Ich persönlich glaube nicht, dass es Kunst ganz ohne Theorie gibt. Aber ich kenne den Prozess der theoretischen Aneignung, der teilweise blutleer, schwer erträglich und nahezu unverständlich daherkommt. Aber um etwas Starkes zu schaffen, braucht es beides.» Theorie könne Orientierung und Halt bieten, sagt Stüssi, es finde sich für jedwede Kunst irgendwo eine Referenz. Tatsächlich etwas selbst erfunden zu haben, komme eigentlich sehr selten vor.

Für seine architektonisch-physikalisch inspirierte Kunst betreibt Thomas Stüssi im Vorfeld Recherchearbeit und nutzt wissenschaftstheoretische Abhandlungen oder physikalische Theorien zur Ausübung der Praxis. Andere würden völlig aus dem Bauch heraus arbeiten. Beide Arbeitsweisen sind individuelle Entscheidungen und Wege, es gibt kein Richtig oder Falsch, sagt er.

Ja zur Region

Ob es der Wunsch nach individueller Weiterentwicklung oder der nach einem Quereinstieg ist: Gründe, in St.Gallen Kunst zu studieren, gibt es viele. Die höhere Fachschule bietet eine duale Kulturbildung, gegründet auf Beruf und Studium. Kathrin Lettner, die Leiterin der Weiterbildungsgänge an der Schule für Gestaltung, sieht die Existenzberechtigung der Ausbildung wie folgt: «Bildende Kunst braucht es immer und besonders in Zeiten wie diesen, wo Kreativität eine der grossen Chancen für gesellschaftliche Veränderung sein sollte. St.Gallen war und ist ein spezieller Ort, es gibt eine lebendige Kunstszene, deswegen ist eine Kunstausbildung – nicht auf universitärem, sondern auf dem Niveau einer Höheren Fachschule – genau richtig hier.»

Mit der neuen Option, jährlich in die Kunstklasse einsteigen zu können, wurde eine zeitgemässere Lösung geschaffen. Die Leute wollen nicht mehr warten, bis der nächste Lehrgang startet. Und zur Vernetzung trägt bei, dass die Zahl von Unterrichtenden aus der Region vergrössert wurde: Künstlerinnen und Künstler wie Gilgi Guggenheim, Alex Hanimann, Anita Zimmermann, Nora Rekade, Andrea Vogel oder Michael Bodenmann sind als Dozierende dabei.

Sechs Semester dauert der Lehrgang, unterrichtet wird berufsbegleitend freitags und samstags sowie in Blockwochen. Die Ausschreibung läuft, nun steht dem Gang ins Kollektivatelier im Schulhaus Bild nichts mehr im Weg. Die Studierenden haben in der Werkstatt die Freiheit, eigenständig zu schaffen, Werkzeuge und Maschinen zu nutzen, und sie können die Arbeiten auch stehen lassen. Der Schlüssel zum Atelier garantiert jederzeit Zutritt – die Inspiration kennt schliesslich keine Uhrzeit.

gbssg.ch/gestaltung/schule-fuer-gestaltung/hf-bildende-kunst.html

Dann machen wirs halt auf eigene Faust!

Wenn statt den Frauen die Männer den Frauenstreik in den Medien dokumentieren. Oder warum wir unbequem bleiben müssen. Von Corinne Riedener

Bild: Tine Edel

Wie geil das war vor einem Jahr: Über 5000 Leute sind in St.Gallen auf die Strasse gegangen, landesweit über eine halbe Million! Die St.Galler Marktgasse war schon um zehn Uhr morgens pumpenvoll, das Zelt in der Mitte platzte aus allen Nähten, überall Transpis, violette Schals, Risottopfannen, Strassentheater, lautstarke Ansagen und kämpferische Laune. Nach monatelanger Vorarbeit und unzähligen ehrenamtlichen Stunden konnte er endlich beginnen, der zweite Frauenstreik in der Geschichte der Schweiz. Heute, ein Jahr später, wäre eine solche Aktion undenkbar. Leider. Die Forderungen aber bleiben dieselben: Stopp Gewalt, Sexismus und Diskriminierung! Mehr Cash für Care (gerade auch in der Coronakrise zeigt sich, wie bitternötig diese Diskussion ist)! Gleiche Arbeit, gleicher Lohn! Eine Gesellschaft, in der das Geschlecht keine Rolle mehr spielt!

Punkt 15:24 Uhr sollte die grosse St.Galler Demo starten. Die kleine Verspätung haben wir freimütig aus unserer Erinnerung gestrichen, schliesslich war die Uhrzeit von den Organisatorinnen bewusst so gewählt: An einem normalen Lohnarbeitstag bis 17 Uhr arbeiten Frauen nämlich aufgrund des Lohnunterschieds zu Männern ab 15:24 Uhr gratis. «Ich will mehr bekommen, als man mir anfangs versprochen hat. Ich will nicht zum Schweigen gebracht werden», schrie Schauspielerin Diana Dengler ins Megafon. «Wir Frauen waren immer schon das Geschlecht der Ausdauer, des Mutes und des Widerstands – uns blieb gar nie etwas anderes übrig. Der Feminismus ist eine Revolution. Es geht nicht um die kleinen Dinge, es geht darum, alles umzustürzen.» Der Applaus war ohrenbetäubend. Kein Wunder, so eine grosse, bunte und diverse Demo hatte St.Gallen seit Jahren nicht mehr gesehen. «Ufe mit de Frauelöhn, abe mit de Boni – «Alerta! Alerta! Antisexista!»

Schöne Erinnerungen. Auch bittersüss, weil sich sooo viel seither ja nicht geändert hat. Trotzdem: Viele junge Frauen und Männer und alle dazwischen, die den ersten Frauenstreiktag 1991 nicht miterlebt haben, können hoffentlich noch lange von diesem historischen 14. Juni 2019 zehren, der in allen grossen und kleinen Städten der Schweiz für ordentlich Furore gesorgt hat – und die feministischen Kämpfe weiterführen.

Dabei helfen könnte das Buch *Wir – Fotografinnen am Frauen*streik*, das jetzt, ein Jahr danach im Verlag Christoph Merian erscheint. Auf Anregung der Berner Fotografin Yoshiko Kusano haben 32 Fotografinnen aus der ganzen Schweiz ihre Bilder vom Frauenstreiktag auf eine gemeinsame Plattform geladen, um sie den Medien zugänglich zu machen. St.Gallen war mit Tine Edel vertreten. Ziel war es, den Widerstand, die Kraft und Entschlossenheit in allen Landesteilen einzufangen. Alle waren sich einig, dass dieser Tag in den Medien umfassend dokumentiert werden muss – und zwar von Frauen.

Sie sprachen sich darum im Vorfeld des Streiks mit den grossen Medien ab und informierten alle, dass ihre Streikbilder über die Bildagentur Freshfocus erhältlich sein werden. Es kam – wir müssen es leider so sagen – wie erwartet: Trotz der Abmachung, den Bildern der Streikfotografinnen den Vorzug zu geben, hantierten viele Medien mit Fotos ihrer Stammlieferanten. Die Berichterstattung erfolgte also wiedermal vor allem aus der Sicht der Männer. Viele Bilder der Streikfotografinnen blieben unveröffentlicht. Nur konsequent also, dass sie ihre Sicht auf den Streiktag jetzt allen zugänglich machen – zu ihren eigenen Bedingungen und ergänzt mit Texten von weiteren selbstbestimmten Frauen.

Mehr zum Frauenstreik auf saiten.ch und im Juniheft 2019 von Saiten.

Yoshiko Kusano, Francesca Palazzi, Caroline Minjolle (Hg.): *Wir – Fotografinnen am Frauenstreik*, Christoph Merian Verlag, Juni 2020, 140 Seiten, Fr. 34.–

«Low Noon» im Rietli

Die Bahnstation Rietli (Bild: Markus Wicki)

Rietli an 12:12, Halt auf Verlangen – Rietli ab 12:26. Dazwischen liegen, Ein- und Ausstieg abgezogen, zwölf kurze oder lange, jedenfalls entscheidende Minuten. Minuten, in denen die unscheinbare Bahnstation kurz vor dem Stoss, an der Strecke Altstätten-Gais im Juni zwölf Mal ihr blaues Wunder erleben wird. Der Initiant Patrick Kessler, Kontrabassist und unermüdlicher musikalischer Anreger, wohnt nicht weit vom Tatort, von seinem Atelier fällt der Blick auf den kleinen Bahnhof.

Sein Projekt skizziert er so: «Ein Fahrgast steigt aus. Der wartende Kontrabassist, Patrick Kessler, lädt zum Duell vor Ort. Begegnung auf Augenhöhe, mittags um zwölf. Als aussteigende Fahrgäste werden Musikerinnen und Musiker aus dem Umfeld des Chuchchepati Orchestra eingeladen. Um 12:26 kommt der Zug aus der Gegenrichtung zurück. Der Sound verklingt. Einsteigen – abfahren.»

Duo-Konstellationen unterschiedlichster Art und mit diversen Instrumenten (Drums, Posaune, Kontrabass, Stimme und andere) sind zu erwarten. Eingeladen hat Kessler unter anderem Mario Hänni, Norbert Möslang, Dieb 13, Martina Berther, Camille Emaille, Barry Guy, Hans Koch, Saadet Türköz und Julian Sartorius. Das Ganze nennt sich «Low Noon», angelehnt an das legendäre Bahnhofduell im Western *High Noon* von Fred Zinnemann aus dem Jahr 1952. Die filmische Parallele sieht Kessler im gemeinsamen Schauplatz, einer verlassenen Bahnstation im Irgendwo, und im spannungsgeladenen Warten. Das Ergebnis allerdings soll friedlich sein: zwölf zwölfminütige Improvisationen, aus dem Moment und aus der Notwendigkeit der zeitlichen Verdichtung entstanden.

Kessler lässt die zwölf Konzerte aufnehmen, der Fotograf Martin Benz dokumentiert sie zusätzlich mit seiner Lochkamera. Das Ergebnis soll ein Vinyl-Album sein. Zudem werden die Konzerte auf der Website des Chuchchepati Orchestra laufend dokumentiert. Ob allerdings Publikum live dabei sein kann, hängt von den dannzumal geltenden Corona-Vorschriften ab. (Su.)

chuchchepati.ch

Selbsterkenntnis ist nicht delegierbar

Die Situation ist im Wortsinn esoterisch: ein Abend Mitte Mai, Privatvorstellung für den Journalisten im kleinen Theater 111 in St.Gallens Osten, 40 Plätze rundherum bleiben frei. Eigentlich hätte Anfang Mai hier vor Publikum gespielt werden sollen, aber Corona verhinderte die Aufführungen. Regisseur Pierre Massaux setzt aber darauf, dass sein Stück im Herbst wieder auf die Bühnen kommt. Denn der Stoff sei mit der Viruskrise nur umso drängender geworden. Der Titel deutet es an: *La lumière surgit des ténèbres.* Das Licht überwindet die Dunkelheit: Es geht um das Denken und die Person von Rudolf Steiner, dem Begründer der Antroposophie, und um einen seiner Weggefährten, den Theologen Friedrich Rittelmeyer.

Der Theaterraum ist dunkel, langsam wird es heller, zwei Bänke, Klaviermusik, ein Mann tritt auf, stolpert, setzt sich, dann die Frau. Der Mann (Felix Ebneter) wird kein Wort sagen. Er ist die Projektionsfigur für die Sprecherin (Nathalie Hubler), wechselweise verkörpert er und spricht sie beide Personen, vielleicht ist er auch ein Dritter, Zuhörer und Mitdenker entlang der geistigen Welt, die Rittelmeyer im Dialog mit Steiner entwirft.

Grundlage des Stücks ist die Schrift *Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner*, 1928 drei Jahre nach Steiners Tod publiziert. Rittelmeyer, zuerst skeptisch bis ablehnend der Theosophie gegenüber, zeichnet darin nach, wie er mehr und mehr in den Bann des charismatischen Steiner und des «völlig Neuen» seiner Lehre gerät. Von der Bewunderung Rittelmeyers ist auch Massaux' Fassung nicht ganz frei.
In der Beschränkung auf die eine Quelle blendet das Stück kontroverse Seiten in Steiners Schriften aus, etwa Rassen- oder Geschlechter-Stereotypen, die in den letzten Jahrzehnten vermehrt kritisiert, teils auch widerlegt wurden.

In ungefährer Chronologie werden die Auseinandersetzung Steiners mit dem Ersten Weltkrieg nachgezeichnet, die Anfänge der Antroposophie, der erste Bau des Goetheanums, die Begründung der biodynamischen Landwirtschaft, Steiners gewaltige Vortragstätigkeit in den letzten Lebensjahren und sein Tod.

Rittelmeyer fasziniert das «Lebendige» in Steiners Ansichten gegenüber dem «toten Wissen» rundherum,

Nathalie Hubler und Felix Ebneter (Bild: André Brugger)

er bewundert sein Denken, das er mit «flüssigem Gold» vergleicht, grenzt sich aber auch von den blinden Anhängern ab und betont die Unverzichtbarkeit eigenständigen Denkens. Selbsterkenntnis ist nicht delegierbar: Das macht Steiners Lehre anspruchsvoll – es macht aber auch den Theaterabend anforderungsreich. Nathalie Hubler verzichtet auf alle illustrierende Theatralik, stellt sich in den Dienst des Worts, mit kargen Gesten und Positionswechseln deutet sie das Ringen Rittelmeyers um Verständnis an.

Das Stück vermittelt vielfältige, notgedrungen fragmentarische Einblicke in das gewaltige Denkgebäude, das Steiner «zwischen Erde und Kosmos» aufgespannt hat. Dass das funktioniert, haben die bisherigen Aufführungen gezeigt: Sie fanden nicht nur in Räumen der Christengemeinschaft und im Theater 111 statt, sondern auch auf Demeter-Bauernhöfen. Wenn dort dann, wie es letzten August der Fall war, am gleichen Abend eine Kuh kalbert, dann kommen sich, wie von Steiner erhofft, geistige und physische Welt so nahe wie sonst selten. (Su.)

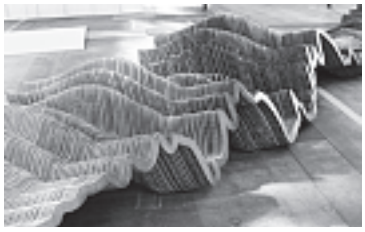
Geplante Aufführungen: 26., 28., 29. November
Theater 111 St.Gallen

Einmal ist plötzlich ein anderer Lehrer da. Oder es geht plötzlich eine Tür im Keller auf, die in ein verwunschenes Land führt, wo es Monster gibt. Oder plötzlich … Was passiert, wenn etwas «Plötzlich andersch» ist? Das wollte das Diogenes Theater Altstätten wissen und schrieb unter diesem Thema letzten Herbst seinen Kinder-Schreibwettbewerb aus. 388 Geschichten und 191 Zeichnungen trafen ein bis Januar 2020, ein grosses Lesefest sollte, neben der Buchpublikation die Krönung im April sein – und dann war plötzlich alles anders. Wegen Corona. Aber gelesen wurde trotzdem. 45 Kinder kamen, eins nach dem andern, auf das «digitale Sofa» im Theater, Schauspieler MATTHIAS FLÜCKIGER moderierte wie immer, und jetzt ist das Ergebnis in zwei mehrstündigen Videos auf Youtube zu sehen und zu hören, alle Infos auf diogenes-theater.ch. Wer reinschaut, merkt: Gute Texte bleiben gute Texte, das ist trotz Corona nicht «andersch» geworden.

Auch Kulturpreise kann das Virus nicht aus der Welt schaffen – höchstens deren öffentliche Präsentation. Die St.Gallische Kulturstiftung wollte ihre Preise am 15. Mai vergeben. Stattdessen hat sie ihre Wahl an diesem Datum wenigstens bekanntgegeben: Einen Anerkennungspreis erhalten die Lyrikerin MONIKA SCHNYDER sowie der Verein RÖLLELIBUTZEN aus Altstätten. Der Förderpreis geht an den Fotografen JIRI MAKOVEC. Über Makovec kann man hier mehr lesen: *saiten.ch/1525-mal-die-welt/*. Und Schnyders letzten Lyrikband hat Saiten hier besprochen: *saiten.ch/schoener-als-salomonis-seide/*. Für ordentliche Würdigungen bleibt noch Zeit: Eine öffentliche Feier ist, zusammen mit der Vergabe des noch geheimen Kulturpreises der Stiftung, am 11. November in St.Gallen geplant.

Vermutlich hat der Appenzeller Sänger MARIUS BEAR ja recht: «It's now or never» singt er und zeigt auf seinem jüngsten, Mitte Mai releasten Video-Teaser lauter fröhliche sportliche Menschen. Und zwar korrekt mit Abstandsregel – die beim Boarden und Biken auch einigermassen schadlos einzuhalten ist. Teaser No.1 steckte noch in der Isolation; jetzt gehe es um die «schrittweise Öffnung der Welt», sagt der Bär. Dass diese Öffnung kein harmloses Freizeitvergnügen bleiben darf, dafür setzt sich mit der ihm eigenen politischen Vehemenz der St.Galler Theatermacher MILO RAU ein. Immer donnerstags im Zweiwochen-Rhythmus diskutiert Rau mit Kultur- und Umwelt-Aktivistinnen online im Rahmen der von ihm propagierten «School of Resistance». «Wir müssen diese Krise wirklich denken und in eine neue, demokratische Art, Kunst zu machen, übersetzen», sagt Rau.

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Bild: Andrea Wolfensberger, *Stehende Welle*, Foto: Thea Altherr

Töne sehen im Baselbiet

Im idyllisch gelegenen Kloster Schönthal, wo sich schöne Landschaft, mittelalterliche Architektur und zeitgenössische Kunst zu einem einmaligen Ensemble verbinden, zeigt Andrea Wolfensberger ihre neuesten Arbeiten zur Frage: Woraus besteht Klang? Mit Grafit oder Wellkarton, Bienenwachs oder Hartgips macht die Zürcher Künstlerin Töne und Tonfolgen sichtbar und schafft so synästhetische Objekte, in denen sich die eigentlich unsichtbaren Tonfolgen materialisieren.

Andrea Wolfensberger – Waves, folds and sounds:
bis 8. November, Kloster Schönthal, schoenthal.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA

Farbexplosion in Bern

Sie war eine Pionierin des abstrakten Expressionismus und erfand sich immer wieder neu: Im Zentrum Paul Klee ist mit «Lee Krasner. Living Colour» die erste Retrospektive der 1984 verstorbenen amerikanischen Künstlerin in der Schweiz zu sehen. Lee Krasner, die zeitlebens im Schatten ihres Mannes Jackson Pollock stand, legte sich nie auf einen Stil fest. In Bern ist ein Querschnitt durch ihr Werk zu sehen: von kubistischen Akten über Collagen bis zu grossformatigen gestischen Gemälden.

Lee Krasner: Living Colour, bis 16. August, Zentrum Paul Klee, Bern, zpk.org

KuL

Kunstkosmos im Städtle

Seit dem 15. Mai ist das Kunstmuseum Liechtenstein in Vaduz wieder geöffnet. Somit kann auch die Ausstellung der Hilti Art Foundation, «Epidermis – Conditio humana – Kosmos» wieder besucht werden. Die Ausstellung «Steven Parrino. Nihilism Is Love» wird verlängert, parallel dazu wird die Sammlungspräsentation «Bruno Kaufmann. Bildfläche und Bildstruktur» über den Sommer zu sehen sein.
Epidermis – Conditio humana – Kosmos: bis 11. Oktober,
Steven Parrino – Nihilism Is Love: bis 16. August
Bruno Kaufmann – Bildfläche und Bildstruktur: bis 13. September,
Kunstmuseum Liechtenstein, kunstmuseum.li

041
www.null41.ch

Luzern in Bildern

Die Museen sind wieder offen, das kulturelle Geschehen nimmt Fahrt auf. Später als geplant präsentiert das Historische Museum Luzern nun seine Sonderausstellung «Luzern. Fotografiert: 1840 bis 1975». Die Bildersammlung gewährt Einblick in ein Jahrhundert Luzerner Geschichte und zeigt Szenen vom pulsierenden Stadtleben bis in die abgeschiedenen Gegenden der Landschaft.

Luzern. Fotografiert: 1840 bis 1975, bis 27. September, Historisches Museum Luzern: 18. Juni, 18.30 Uhr: Podium Fotografie: unbeachtete Kunst oder erhaltenswertes Kulturgut?, historischesmuseum.lu.ch

AUSGEHEN

Bild: Jude Law by Marco Grob

Masterclass in Olten

Der international bekannte Oltner Fotograf Marco Grob führt ein Bootcamp durch. Neben Theorie in Licht, Strategie und Planung wird aktiv an Sets fotografiert, wo er seine Vorgehensweise erklärt. Als Motive dienen eine Reihe von sehr überraschenden und teilweise international bekannten Protagonisten. Die Arbeiten werden von Howard Bernstein (Agent, NYC) und Jonathan Woods (Head of Video, TIME) beurteilt.

Masterclass Bootcamp: The Editorial Portrait
10. bis 13. Juni, Olten, Anmeldeschluss: 8. Juni, ipfocampus.com

Coucou

Gegenwartsflucht in Winterthur

In der Vergangenheit schwelgen: Die aktuelle Jahresausstellung der Kunsthalle erforscht die 1980er-Jahre. Unter dem Motto «Ein kollektiver Rückfall in die gute alte Zeit» präsentieren vier Kunstschaffende ihre Werke. Die Auftakt-Ausstellung von Bendicht Fivian über Jungendunruhen und Demonstrationen wird noch bis Mitte Juli zu sehen sein. Parallel dazu gibt es im Seitenlichtsaal ein gemütliches Wohnzimmer im Stil der 80er zu erkunden.

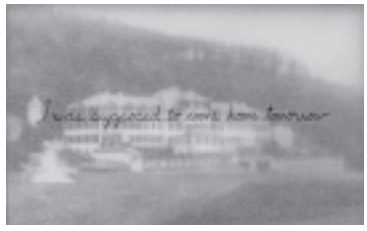
Die Zukunft war schöner
bis 12. Juli, Kunsthalle Winterthur, kunsthallewinterthur.ch

ZugKultur

Krah, krah in Baar

Sie sind intelligent, aber was fast noch wichtiger ist: Sie haben Persönlichkeit. Krähen sind so was wie die Menschenaffen unter den Vögeln. Die Künstlerin Lea Achermann hat nach Charakterköpfen unter ihnen Ausschau gehalten, und ist dabei fündig geworden. Ihr Werk ist eine Ahnengalerie voller sympathischer zerzauster entfernter Verwandter.

Lea Achermann – Krähen
bis 5. Juli, Galerie Billing Bild, Baar, billingbild.ch



AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Aarau und sein Sanatorium

Die palästinensische Künstlerin Lama Altakruri beschäftigt sich mit «safe bubbles»: Orte wie Restaurants oder Hotelzimmer, die sich durch eine professionelle Gastfreundschaft kennzeichnen. Dabei interessiert sie sich insbesondere für die Ambivalenz zwischen Beklemmung und Behaglichkeit. Im Zentrum ihrer Ausstellung «Whole chunks of time are casually lost somewhere» steht ein früheres Tuberkulose-Sanatorium.

Lama Altakruri – Whole chunks of time are casually lost somewhere
13. bis 21. Juni, Forum Schlossplatz Aarau, forumschlossplatz.ch/

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org

Kalender Juni 2020

KUNST

ACKERHUS.

Ackerhusweg 20, Ebnat-Kappel, ackerhus.ch
Walther Wahrenberger (1899-1949). Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafik. Geboren in Lütisburg, schuf der Künstler, Gastwirt und Posthalter im Nebenamt eine Reihe von kraftvollen Holzschnitten, zahlreiche Zeichnungen und ein vielfältiges malerisches Werk. *04.04.2020 bis 28.06.2020*

ALTE FABRIK.

Klaus-Gebert-Strasse 5, Rapperswil SG, +41 55 225 74 74, alte-fabrik.ch
When The Sick Rule The World. Die Gruppenausstellung vereint die Praktiken von vierzehn Künstler*innen und einem Kollektiv, die die vorherrschenden Konzepte von Gesundheit, Produktivität und Fähigkeit (eng. ability) destabilisieren. *22.02.2020 bis 12.07.2020*

ALTES BAD.

Pfäfers, 081 302 71 61, altes-bad-pfaefers.ch
Zu Gast. Andrea Wild, Demet Akbay, Elisabeth Fuchs, Graziella Keferstein, Karin Schelling, Ursula Federli-Frick, und Ursi Vincenz. *27.06.2020 bis 16.08.2020*

BASAR BIZARR AM ZEBRAPLATZ.

Linsebühlstrasse 76, St.Gallen, basarbizarr.ch
Schaufensterausstellung Rahel Flückiger und Denise Hofer. *01.06.2020 bis 30.06.2020*

BILDRAUM BODENSEE.

Seestraße 5, Bregenz, +43 (0)1 815 26 91-41, bildrecht.at
Uta Belina Waeger. Zwischen den Stühlen. Uta Belina Waeger macht so den Bildraum Bodensee zum Bild-Objekt-Raum. An der Schnittstelle von Kunst und Design gestaltet Waeger gebrauchte Kleinmöbel mit Papier, Textilien, Leder, Fell u.a. so um, dass sie wie Designprodukte funktionieren. *30.05.2020 bis 20.06.2020*

CHAMBRE DIRECTE – SCHUBIGER.

Rorschacherstrasse 112, St.Gallen, +41 76 748 95 68,
Franz Erhard Walther «40 Jahre Körper als Hauptantwort – stehen, gehen, sitzen, liegen». Künstlerplakate, Einladungskarten & Künstlerbücher aus 50 J. *13.05.2020 bis 10.07.2020*

DRUCKWERK.

Hofsteigstrasse 21, Lustenau, druckwerk-lustenau.at
Löcher, die nicht einmal der Schnee zudeckt. Das Kapitel bezieht sich zum einen auf das, was in der Sammlung fehlt, was nicht mehr oder noch nicht vorhanden ist, sowie auf unvollständig und fehlerhaft Dokumentiertes. Zum anderen spielen Leerstellen und Löcher als Themen in der Kunst eine Rolle. *28.05.2020 bis 31.07.2020*

EKK ART-ATELIER.

Buchwaldstrasse 5, St.Gallen, druck-montag.ch
Druck Montag. Vervielfältige deine Ideen. Ab sofort, und zZt. noch nach Corona-Vorgaben, ist jeder Tag ein Druck-Montag, nach Voranmeldung. Hochdruck, Kitchen-Litho, Durchdruck & Tiefdruck. *12.05.2020 bis 31.12.2020*

FORUM WÜRTH RORSCHACH.

Churerstrasse 10, Rorschach, +41 71 225 1070, wuerth-haus-rorschach.com
Von Kopf bis Fuss. Menschenbilder im Fokus der Sammlung Würth. *12.02.2019 bis 14.02.2021*

FOTOMUSEUM WINTERTHUR.

Grüzenstrasse 44, Winterthur,
Fotografinnen an der Front. Die Ausstellung Fotografinnen an der Front präsentiert die Arbeit von acht Kriegsfotografinnen aus den letzten 80 Jahren, von der Dokumentation europäischer Konflikte der 1930er- und 1940er-Jahre bis hin zu jüngsten internationalen Kriegsgeschehen. *29.02.2020 bis 30.08.2020*
Situations – The Right to Look. Vor dem Hintergrund vernetzter, algorithmischer Bildpraktiken reflektiert The Right to Look über die Vielfalt und Ambivalenz von Blickbeziehungen. *29.02.2020 bis 18.10.2020*

FOTOSTIFTUNG SCHWEIZ.

Grüzenstrasse 45, Winterthur, +41 52 234 10 30, fotostiftung.ch
Evelyn Hofer. Begegnungen. Entdeckungsreisen durch amerikanische Grossstädte, Sozialstudien in einem walisischen Dorf, Besuche in Künstlerateliers oder eine Porträtserie aus dem Bergell – ein fotografisches Kaleidoskop, das fast ein halbes Jahrhundert umfasst. *29.02.2020 bis 30.08.2020*

GALERIE ADRIAN BLEISCH.

Schmiedgasse 4, Arbon, +41 71 446 38 90, galeriebleisch.ch
Ute Klein. Fern/See. *18.04.2020 bis 30.06.2020*

GALERIE AM GLEIS.

Bahnhostrasse 77, Uzwil, galerieamgleis.ch
Fensterausstellung Doris Kummer, EinzigArtig. *19.05.2020 bis 21.06.2020*

GALERIE PAUL HAFNER.

Davidstrasse 40, St.Gallen, +41712233211, paulhafner.ch
Urs Eberle & Lukas Schneeberger. Bruchstücke. *14.03.2020 bis 04.07.2020*

GALERIE WEIERTAL.

Rumstalstrasse 55, Winterthur, galerieweiertal.ch
Alles im grünen Bereich? Installative und kinetische Arbeiten, Objekte und Skulpturen in Park und Galerie. *28.05.2020 bis 13.09.2020*

GEWERBEMUSEUM WINTERTHUR.

Kirchplatz 14, Winterthur,
Anna Rubin – In die Luft gebaut. Die österreichische Installationskünstlerin Anna Rubin ist fasziniert vom Fliegen. Sie baut Flugobjekte in allen Grössen und Formen, lässt diese im Leichtwind steigen – und überwindet so die Schwerkraft. *01.03.2020 bis 22.11.2020*

HAUS ZUR GLOCKE.

Seestrasse 91, Steckborn, hauszurglocke.ch
Kollaborativ Denken und Handeln. Wie geht das, künstlerisch zusammen zu arbeiten, am selben Thema zu arbeiten und dazu gestalterisch in einem Austausch zu bleiben? *20.06.2020 bis 11.07.2020*

HILTIBOLD / PLATTFORM FÜR AKTUELLE KUNST.

Goliathgasse 15, St.Gallen, hiltibold.ch
Monika Rechsteiner & Stefan Vollenweider. *28.05.2020 bis 16.06.2020*

HISTORISCHES UND VÖLKERKUNDEMUSEUM.

Museumstrasse 50, St.Gallen, 071 242 06 42, hvmsg.ch
Fritz und René Gilsi – Narrenweisheiten. Die Ausstellung zeigt ausgewählte Arbeiten dieser zwei kritischen Zeitgenossen, die Kunst und Karikatur geschickt miteinander zu verbinden wussten. *15.02.2020 bis 28.06.2020*
Vom Jugendstil zum Bauhaus. Die Ausstellung setzt sich zum Ziel, die Entwicklung des Designs vom späten 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg aufzuzeigen. *23.11.2019 bis 31.12.2020*

HOTEL RÖSSLI.

Zuzwil,
Sei Gast. Und setze dich in mein Bild. Gäste im Self Check-In Hotel Rössli in Zuzwil können eine beliebige Fotografie aus ihrer Datenbank einsenden. Über den Aneignungsprozess der Malerei finden sich die abgegebenen Fotografien als Ölbilder an den Wänden wieder. *04.11.2019 bis 04.11.2020*

KIRCHGASSE GALLERY.

Kirchgasse 11, Steckborn, kirchgasse.com
Linda Semadeni. Scripts. Die Arbeiten von Linda Semadeni fordern dazu auf, genau hinzuschauen um dabei eine Aufmerksamkeit für Abläufe und Strukturen zu entwickeln, die in unserem Handeln und Denken selbstverständlich mitlaufen, weil sie erlernt & inkorporiert sind. *18.04.2020 bis 13.06.2020*

KLOSTERRUINE BEERENBERG.

Obere Multbergstrasse, Winterthur, Heiliges Winterthur. Neun «Heilige Orte» im vorreformatorischen Winterthur. *02.06.2019 bis 25.10.2020*

KORNHAUSPLATZ SEEUFERPROMENADE.

Kornhausplatz, Rorschach,
Billboards am See. Jiri Makovec «From To», Fotografien. *18.04.2020 bis 31.10.2020*

KÜEFER-MARTIS-HUUS.

Giessenstrasse 53, Ruggell, +41 423 371 12 66, kmh.li
Verdingkinder. Portraits von Peter Klaunzer. Der Keystone-SDA Fotograf Peter Klaunzer nähert sich mit seinen Porträts den bewegenden Schicksalen behutsam an und ermöglicht einen Einblick in die heutigen Lebensumstände der betroffenen Personen. *17.05.2020 bis 28.06.2020*

KUNST HALLE SANKT GALLEN.

Davidstrasse 40, St.Gallen, 071 222 10 14, k9000.ch
Gruppenausstellung. La fine ligne. Mit Linus Bill + Adrien Horni, Simone Holliger, Marine Julié und Simon Paccaud. *25.01.2020 bis 09.08.2020*

KUNST MUSEUM WINTERTHUR | BEIM STADTHAUS.

Museumstrasse 52, Winterthur, 052 267 51 62, kmw.ch
Gerhard Richter. 100 Selbstbildnisse. Während Richters Antlitz sich in den Gemälden von 1996 gleichsam hinter einem Farbschleier verbirgt, umspielt der Zeichnungsstrich den Künstler in beinahe unendlichen Variationen. *21.03.2020 bis 04.10.2020*
Walead Beshty. Standard Deviations. Das Kunst Museum Winterthur zeigt die erste Einzelausstellung von Walead Beshty in einem Museum im deutschsprachigen Raum. Der Fokus der Ausstellung liegt auf dem aktuellen Schaffen, aus dem zahlreiche Werke zum ersten Mal gezeigt werden. *25.01.2020 bis 09.08.2020*

KUNST(ZEUG)HAUS.

Schönbodenstrasse 1, Rapperswil-Jona, 055 220 20 80, kunstzeughaus.ch
Anna-Sabina Zürrer. Apokope. Vergänglichkeit und Archivierung: Diesen Themen nähert sich Anna-Sabina Zürrer (*1981 in Wolfhausen) mit melancholischer Schönheit an. *27.04.2020 bis 02.08.2020*
Ex libris. Literatur und Schrift in der Sammlung Bosshard. Im Fokus der Sammlungsausstellung steht ein charakteristisches Merkmal der Sammlung Bosshard, haben die Stifter doch beständig Künstlerbücher und Werke mit literarischen Bezügen gesammelt und teilweise sogar in Auftrag gegeben. *19.01.2020 bis 10.01.2021*
Piero Good. Every Valley has a River. Piero Good (*1991 in Chur, lebt und arbeitet in Zürich) greift scheinbar unbedeutende Ereignisse aus der Natur auf und setzt ihnen ein kinetisches Denkmal. *23.02.2020 bis 02.08.2020*

KUNSTHALLE ARBON.

Grabenstrasse 6, Arbon, 071 446 94 44, kunsthallearbon.ch
Sonja Lippuner: orten. Wunderbare raumbezogene Installation als Anti-Corona-Mittel. Am liebsten würde man eintauchen in diese geheimnisvollen, dunklen Seen, und dabei Wellen schlagen mit der Kraft der Farben, die sich in konzentrischen Ringen um die Teiche legen. *16.05.2020 bis 28.06.2020*

KUNSTHALLE LUZERN.

Löwenplatz 11, Luzern, kunsthalleluzern.ch
Philipp Hänger – Dear Optimist. Hänger interessiert sich für situative Installationen mit Raumbezug, die sich als transformative Prozesse verselbständigen und inhaltliche und formale Querbezüge entstehen lassen, welche unterschiedliche Lesarten der Ausstellung hervorrufen. *03.06.2020 bis 02.08.2020*

KUNSTHALLE WIL.

Grabenstrasse 33, Wil, kunsthallewil.ch
Olivia Wiederkehr – Yes!yes!yes!no!no! Gibt es künstlerisch – ästhetische Strategien, mit welchen das Umfeld, der individuelle Raum ausgelotet, vergrössert oder gar verfestigt werden kann? Die Künstlerin geht diesen Fragen nach und entwirft darin ihre eigenen gedanklichen Handlungsfelder. *27.06.2020 bis 16.08.2020*
Susanne Hofer – Spectacular Scenery. Oszillierende Lichtreflexionen verwandeln das Obergeschoss der Kunsthalle in ein atmosphärisch glitzerndes All-over. Spiegelungen beseelen profanen Plastikmüll. Das landschaftlich anmutende Setting wird durch eine mehrteilige Videoinstallation ergänzt. *14.05.2020 bis 07.06.2020*

KUNSTHALLE WINTERTHUR.

Marktgasse 25, Winterthur, +41 52 267 51 32,
Bendicht Fivian. Die gezeigte Auswahl von Arbeiten aus den 1980er Jahren ist zu verstehen als visueller Befund, wie sich stilistische Merkmale der 1980er und überzeitliche malerische Gültigkeit zugleich behaupten können. *13.05.2020 bis 12.07.2020*
Sofa- und Medienlandschaft. Aktuelle Werke von Renate Bodmer, Claudio Conte, Richard Dindo, Gertrud Vogler und Aleks Weber, Beiträge von Rebel Video und dem Antiquariat Ulrich Harsch. *23.02.2020 bis 24.01.2021*

Larry Peters LOOKING AT ART 12.06 – 05.07.2020

Die Ausstellung steht unter dem Patronat des Kunstvereins St.Gallen und der Stadt St.Gallen. //st.gallen KUNST VEREIN ST.GALLEN

Städtische Ausstellung im Lagerhaus, Architektur Forum Ostschweiz, Davidstrasse 40, 9000 St.Gallen. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 14 – 17 Uhr

Monika Guélat, Detailansicht
«Buntes Treiben meiner Kopfgeister» (2020)

museum im lagerhaus.
stiftung für schweizerische **naive kunst**
und **art brut.**

bis 5. Juli 2020
Kunst im Ausnahmezustand
145 kreative Statements aus den ersten Monaten mit Corona

Weitere Informationen und aktuelle Öffnungszeiten finden Sie unter: www.museumimlagerhaus.ch

Di bis Fr 14.00 – 18.00 Uhr | Sa und So 12.00 – 17.00 Uhr
Davidstrasse 44 | CH-9000 St.Gallen
T +41 71 223 58 57 | www.museumimlagerhaus.ch
www.facebook.com/MuseumImLagerhaus
www.instagram.com/museumimlagerhaus/

Ausstellung verlängert bis 28.06.2020
Ab 17. Mai an Sonntagen wieder geöffnet

VERDINGKINDER

Portraits von Peter Klaunzer

In der Schweiz wurden bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Hunderttausende Kinder und Jugendliche in Heimen fremdplatziert oder in landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben verdingt. In ihrem neuen Umfeld erlebten sie oftmals psychische und physische Gewalt. Die Willkür und der Missbrauch verfolgt sie teilweise bis heute. Durch seine Arbeit für Keystone-SDA ist der Ruggeller Fotograf Peter Klaunzer mit ehemaligen Verding- und Heimkindern in Berührung gekommen. Bewegt durch ihre Geschichte, hat er zahlreiche von ihnen porträtiert. In seinen Bildern nähert er sich den bewegenden Schicksalen behutsam an und ermöglicht einen Einblick in ihre heutigen Lebensumstände.

Öffnungszeiten: So 14 bis 17 Uhr
und gegen Voranmeldung

T +423 3711266
kmh@adon.li / www.kmh.li

küefer**martis**huus
Ruggell/Liechtenstein/www.kmh.li

KUNSTHALLE ZIEGELHÜTTE.

Ziegeleistrasse 14, Appenzell,
071 788 18 60,
Emma Kunz und Gegenwartkunst. In der heutigen Kunst finden sich zahlreiche Entsprechungen zum systematisch-methodischen Forschungsansatz von Emma Kunz, deren Ziel eben keine scheinbare ästhetische Autonomie, sondern eine transdisziplinäre Wissensvermittlung ist. *12.05.2020 bis 25.10.2020*

KUNSTHAUS GLARUS.

Im Volksgarten, Glarus,
+41 55 640 25 35,
kunsthausglarus.ch
Caroline Bachmann – 58 av. J.-C. *15.03.2020 bis 23.08.2020*
Jan Vorisek. Collapse Poem. *15.03.2020 bis 23.08.2020*

KUNSTHAUS KUB.

Karl-Tizian-Platz, Bregenz,
+43 5574 485 94 0,
kunsthaus-bregenz.at
Unvergessliche Zeit. In der Sonderausstellung vereint Thomas D. Trummer sechs Künstler*innen: Helen Cammock, Annette Messager, Rabih Mroué, Markus Schinwald, Marianna Simnett und Ania Soliman zeigen Arbeiten, die während der Coronakrise oder vorausahnend entstanden sind. *05.06.2020 bis 30.08.2020*

KUNSTMUSEUM AM INSELBAHNHOF.

Maximilianstrasse 52, Lindau,
kultur-lindau.de
Paula Modersohn-Becker & Otto Modersohn. Ihre ganz auf die Kunst ausgerichtete Ehe war von tiefer Zuneigung, großem gegenseitigen Respekt und einem intensiven Austausch über künstlerische Themen geprägt. *04.04.2020 bis 27.09.2020*

KUNSTMUSEUM APPENZELL.

Unterrainstrasse 5, Appenzell,
071 788 18 00,
kunstmuseumappenzell.ch
Selim Abdullah. Mediterran. Die Kunst von Selim Abdullah, die grundsätzliche existentielle Fragen behandelt, ist einerseits tief in der ästhetischen Tradition des Mittelmeerraums verwurzelt, andererseits ist sie von geradezu erschreckender Aktualität. *02.06.2020 bis 04.10.2020*

KUNSTMUSEUM CHUR.

Bahnhofstrasse 35, Chur,
+41 81 257 28 70,
buendner-kunstmuseum.ch
Erica Pedretti. Fremd genug. Die Ausstellung vereint Arbeiten aus allen Schaffenszeiten seit den 1950er-Jahren und lässt eine Künstlerin neu entdecken, die uns heute höchst gegenwärtig erscheint. *12.05.2020 bis 26.07.2020*
Evelina Cajacob. Tanzen anders. In schwebender Leichtigkeit führt uns die Künstlerin durch eine fragile Bildwelt, die sich auf Elementares konzentriert und dabei emotionale und gedankliche Lebensbereiche gleichermassen berührt. *12.05.2020 bis 13.09.2020*
Ludovica Carbotta. Die Telamonen. Die italienische Künstlerin lässt sich von den Werken der Giacometti-Dynastie inspirieren und entwickelt daraus eine neue Gruppe von Skulpturen, welche sich auf das Konzept der Familie bezieht. *21.03.2020 bis 02.08.2020*

KUNSTMUSEUM LIECHTENSTEIN MIT HILTI ART FOUNDATION.

Städtle 32, Vaduz,
+423 235 03 00,
kunstmuseum.li
Aus der Sammlung: Bones. Malkörper in der abstrakten Malerei. Polly Apfelbaum (* 1955) ist eine New Yorker Malerin, die ab Mitte der 1980er-Jahre unterschiedliche Strömungen der amerikanischen Malerei der Nachkriegsjahre aufeinanderprallen lässt. *07.03.2020 bis 17.06.2020*
Aus der Sammlung: Bruno Kaufmann. Bildfläche und Bildstruktur. Diese Präsentation zeigt jüngste Werke als auch Arbeiten seit den 1970er- Jahren und erlaubt einen Einblick in das gesamte Schaffen des Künstlers. *07.03.2020 bis 13.09.2020*
Epidermis – Conditio humana – Kosmos. Die Ausstellung ist die fünfte Präsentation aus der Sammlung der Hilti Art Foundation. Sie umfasst 33 Gemälde, Plastiken, Fotografien und andere Bildwerke, die in epochenübergreifender Zusammenstellung um die Themen kreisen. *01.11.2019 bis 11.10.2020*
Permanent: Alexander Rodtschenkos Arbeiterclub. Dauerhaft und frei zugänglich, kann der «Arbeiterclub» hier seiner ursprünglichen Bestimmung gemäss, d. h. für Gespräche, Sitzungen, öffentliche Diskussionen, Aufführungen, Vorträge oder auch für das Schachspiel, genutzt werden. *27.03.2015 bis 27.03.2025*
Steven Parrino. Nihilism is love. In seinem vorwiegend malerischen Œuvre entwickelte er eine originäre visuelle Sprache, die sich aus subkulturellen Strömungen speist, die aber auch deutliche Bezugnahmen auf die Kunstgeschichte des 20. Jh. und darüber hinaus aufweist. *15.05.2020 bis 16.08.2020*

KUNSTMUSEUM RAVENSBURG.

Burgstrasse 9, Ravensburg,
Sammlung Selinka. Lebensgefühl Landschaft. Mit Arbeiten von Gabriele Münter, Karl Schmidt-Rottluff, Max Pechstein, Lyonel Feininger, Erich Heckel, Otto Mueller und Andreas von Jawlensky. *07.03.2020 bis 27.09.2020*
Sophie Calle. Was bleibt. Anknüpfend an die zweiteilige Ausstellung Sophie Calles im Fotomuseum Winterthur und Kunstmuseum Thun in der Schweiz 2019 zeigt die Einzelausstellung nach 15 Jahren eine der umfangreichsten Werkschauen Sophie Calles in Deutschland. *07.03.2020 bis 27.09.2020*

KUNSTMUSEUM ST.GALLEN.

Museumstrasse 32, St.Gallen,
+41 71 242 06 71,
kunstmuseumsg.ch
Geta Bratescu. L'art c'est un jeu sérieux. Einem Zitat Geta Bratescus folgend widmet das Kunstmuseum als erstes Museum in der Schweiz dem Schaffen der Künstlerin eine retrospektiv angelegte Ausstellung. *09.06.2020 bis 15.11.2020*
Iman Issa. Surrogates. Durch formale Reduktion und Abstraktion fokussiert die Künstlerin in ihren nahezu enzyklopädisch durchdachten räumlichen Inszenierungen den kollektiven Umgang mit Kunst-, Kultur- und Zeitgeschichte sowie die Macht der Darstellung. *27.04.2020 bis 09.08.2020*
Metamorphosis Overdrive. Camille Blatrix, Timothée Calame, Rä Di Martino, Simon Dybbroe Møller, Yngve Holen, Diego Perrone, Ilona Ruegg, Guan Xiao. *07.03.2020 bis 20.09.2020*

Bier des Monats – Weisser Engel

Der Weisse Engel ist ein helles, herausragendes Hefeweizenbier. Seine kräftig orangegelbe Farbe, der herrlich cremige Schaum und die Aromen von Nelken, Banane, Aprikose und die typische Hefenote machen das Bier zu einem Premiumgenuss. Ausschliesslich mit Aromahopfen gebraut. Die spritzige Kohlensäure erfrischt und verleiht diesem Bier eine angenehme Leichtigkeit, ohne dass es an Vollmundigkeit einbüsst.

Weitere Informationen zum Schützengarten-Biersortiment: schuetzengarten.ch

KUNSTMUSEUM THURGAU - KARTAUSE

Warth,
Bildstein / Glatz. Loop. Losgelöst vom Anspruch der Benutzbarkeit materialisiert sich inmitten der ländlichen Idylle ein fantastisches Sinnbild und Gedankenspiel: ein knapp 15 Meter hoher, farbiger Doppellooping aus Aluminium und Holz. *21.05.2018 bis 12.09.2021*
Pinsel, Pixel und Pailletten – Neue Malerei. Die Ausstellung zeigt aktuelle Werke aus der Region und befragt das Medium Malerei heute. Was ist noch Bild, was bereits Rauminstallation? Gilt nur, was mit Farbe gemalt ist? *31.03.2020 bis 20.09.2020*
Thurgauer Köpfe – Frauen erobern die Kunst. Es wird modellhaft aufgezeigt, wie sich Frauen zunehmend und auf vielfältige Weise ihre Position im kulturellen Leben in der Ostschweiz und über deren Grenzen hinaus erkämpften. *25.04.2020 bis 18.10.2020*

KUNSTRAUM DORNBIRN.

Jahngasse 9, Dornbirn,
+43 5572 550 44,
kunstraumdornbirn.at
Erwin Wurm. Big. Das sich Einlassen auf das permanente und konsequente Wurm'sche Vexierspiel von Ironisierung und existenzieller Ernsthaftigkeit und das daraus resultierende Hinterfragen von Kunst und Gesellschaft, lässt kaum jemensch unberührt. *11.06.2020 bis 16.08.2020*

KUNSTRAUM ENGLÄNDERBAU.

Städtle 37, Vaduz,
+41 423 233 31 11,
kunstraum.li
Border and Movement. Die Wahrnehmung der Ausstellungsbesucher*innen für Grenzerfahrungen und für deren Überwindung wird sensibilisiert. Geographische wie auch gesellschaftliche und kulturelle Grenzen verschmelzen – zumindest für eine kurze Zeit – im Kunstraum. *26.05.2020 bis 26.07.2020*

KUNSTZONE LOKREMISE.

Grünbergstrasse 7, St.Gallen,
+41 71 277 82 00,
lokremise.ch
Siobhán Hapaska. In Siobhán Hapaskas (*1963 Belfast) Plastiken finden sich politische, soziale und weltanschauliche Aspekte, es widerspiegeln sich aber auch Versatzstücke aus Technologie und Natur. *07.02.2020 bis 01.11.2020*

LUX-BOX.

Falkensteinstr. 15, St. Gallen,
Tausch-Mittel: Kauri-Muschel bis Krypto-Währung. Mit Fragen zu Grund-Geld, Fliess-Geld, Frei-Geld, Kein-Geld. *14.06.2020 bis 28.06.2020*

Vielfältige Thurgauer Köpfe

Ob kluger Menschenkopf oder kopfloser Sammlungsbeleg: alle sind sie im Naturmuseum Thurgau in der neuen Ausstellung «Thurgauer Köpfe – Einzigartig vielfältig» zu sehen. Diese stellt grundlegende Fragen: Was ist biologisch betrachtet ein Kopf? Gibt es auch Köpfe, die eigentlich gar keine Köpfe sind? Und kann man auch kopflos zu einem Thurgauer Kopf werden? Allen gemeinsam ist ihr Bezug zum Kanton, sei es durch den Fundort, durch den Finder und die Finderin oder durch ihre Verwendung im Museum.

Ausstellung ab 6. Juni bis 18. Oktober, Naturmuseum Thurgau. naturmuseum.tg.ch

Biergarten im Museum

Der Garten des Naturmuseums Thurgau ist eine grüne Oase mitten in Frauenfeld. In diesem Gartenjahr widmet er sich den botanischen Zutaten des Biers. Bier begleitet die menschliche Kulturgeschichte seit Jahrtausenden. Im Museumsgarten wachsen verschiedene Pflanzen, die unentbehrliche Grundlage sind für ein Museumsbier. Gebraut wird es von den Brauern des ‹Bruderbiers› aus Frauenfeld, Matthias und Thomas Bischoff. In der grünen Oase lässt es sich entspannt verweilen. Der Garten ist täglich geöffnet.

Bis Ende September täglich geöffnet, Naturmuseum Thurgau. naturmuseum.tg.ch

Allerlei rund ums Ei

Die Sonderausstellung «Allerlei rund ums Ei» präsentiert neben einer faszinierenden Vielfalt an Eiern aus unserer Sammlung auch zahlreiche Präparate aus der Welt der Eierleger: vom Vogel Strauss bis zum Katzenhai und vom Schnabeltier bis zur Geburtshelferkröte. Vom 8. Juni bis 5. Juli sind lebende Küken, Hühner und Hasen in der Sonderausstellung zu beobachten. Die Terrarien mit Grossinsekten und Achatschnecken bleiben während der gesamten Zeit Teil der Sonderausstellung.

Ausstellung neu vom 12. Mai bis 9. August, Naturmuseum St.Gallen. naturmuseumsg.ch

Federn – wärmen, verführen, fliegen

Federn sind ein Glanzstück der Natur. Sie wärmen und kühlen, halten trocken, schmücken und tarnen, und ermöglichen den Vögeln den uralten Traum der Menschheit, das Fliegen. Die Ausstellung bietet einen Parcours durch die Schönheit und Formenvielfalt der Federn, beleuchtet ihre Multifunktionalität sowie ihren kulturgeschichtlichen und aktuellen Gebrauch Ebenfalls wirft sie einen kritischen Blick auf das Verhältnis zwischen Mensch und Tier, die Entwicklung der Biodiversität und das Geschäft mit Vogelfedern.

Ausstellung bis 1. November, Gewerbemuseum Winterthur. gewerbemuseum.ch

MUSEUM IM LAGERHAUS.

Davidstrasse 44, St.Gallen, museumimlagerhaus.ch
Kunst im Ausnahmezustand. 145 kreative Statements aus den ersten Monaten mit Corona. Wir sind begeistert! Unser Aufruf zur künstlerischen Mit-Mach-Aktion ist geglückt. Insgesamt sind 145 kreative Statements zu uns gelangt und wir freuen uns über die Vielfalt und den Ideenreichtum der eingesendeten Arbeiten. *12.05.2020 bis 05.07.2020*

MUSEUM OF EMPTINESS – MOE.

Haldenstrasse 5, St.Gallen, MuseumOE.com
Museum der Leere. Das Museum der Leere erweitert das kulturelle Angebot um ein Angebot weniger. Die Räumlichkeiten stehen für Kulturschaffende aller Sparten offen.

MUSEUM OSKAR REINHART AM

Stadthausstrasse 6, Winterthur,
Adriaen van Ostade: The Simple Life. Mit Sensibilität und seiner Fähigkeit, menschliche Emotionen darzustellen, schuf der vielseitige Peintre-Graveur ein einzigartiges Œuvre, in dem das niederländische Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Zeit für uns heute lebendig wird. *30.05.2020 bis 08.11.2020*
Bürgerwelten. Porträtminiaturen des Biedermeier. Die Ausstellung präsentiert eine Auswahl von Porträtminiaturen des Biedermeier aus Österreich, dem Deutschen Bund und der Deutschschweiz aus dem reichen Fundus der Miniaturensammlung des Museums. *29.02.2020 bis 31.01.2021*
Carl Spitzweg. Das Museum zeigt die erste grosse Ausstellung des Münchner Malergenies seit Jahrzehnten. Zu entdecken sind Meisterwerke wie «Der arme Poet» und «Der Bücherwurm». *29.02.2020 bis 06.09.2020*

MUSEUM ZU ALLERHEILIGEN.

Klosterstrasse 16, Schaffhausen, +41 52 633 07 77, allerheiligen.ch
Gebändigt? Naturdarstellungen aus der Sammlung Gegenwartskunst. An Stelle idealisierter, unberührter Naturdarstellungen setzt die Sammlungspräsentation ihren Fokus explizit auf Naturdarstellungen, die menschengeprägt sind. *18.12.2019 bis 02.08.2020*

NEXTEX.

Frongartenstrasse 9, St.Gallen, +41 71 220 83 50, nextex.ch
Work Life Balance. Michael Bodenmann und Barbara Signer zeigen in den Räumen des ehemaligen italienischen Konsulats neue Arbeiten. Es gibt die Ausstellung und es gibt die Bar. *14.05.2020 bis 18.06.2020*

ORTSMUSEUM.

St.Gallerstrasse 81, Flawil, ortsmuseumflawil.ch
Walther Wahrenberger (1899-1949) – J.U. Steiger (1920-2008). Künstlerfreunde. Die Ausstellung zeigt von Walter Wahrenberger Gemälde, Zeichnungen und Druckgrafik, von J.U. Steiger Skulpturen und Druckgrafik. *17.05.2020 bis 15.11.2020*

POINT JAUNE MUSEUM.

Linsebühlstrasse 77, St.Gallen, +41 71 222 14 91, postpost.ch
Collection permanente. Le musée éduque de manière ludique; c'est un lieu d'initiation sans obligation. Les dispositifs de conservation s'améliorent et le musée devient un véritable laboratoire où les techniques de travail ne cessent d'évoluer. *08.09.2019 bis 07.09.2020*

ROSGARTENMUSEUM.

Rosgartenstraße 3-5, Konstanz, 0049(0)7531/900 913, rosgartenmuseum.de
Schätze des Südens – Kunst aus 1000 Jahren. Gemälde und Skulpturen bedeutender süddeutscher Meister, frühe Buchkunst, Glas, Gold- und Silberarbeiten und historische Zeugnisse aus 1000 Jahren Geschichte des Bodenseeraums. *25.06.2020 bis 30.12.2020*

STÄDTISCHE WESSENBERG-GALERIE.

Wessenbergstraße 43, Konstanz, 0049(0)7531/900 921, konstanz.de
Beruf: Künstlerin! Zehn deutsche Malerinnen am Bodensee. Sie alle folgten entschlossen ihrer Berufung und machten die Kunst zu ihrem Beruf. *09.05.2020 bis 30.08.2020*

TECHNORAMA.

Technoramastrasse 1, Winterthur, Sonderausstellung Spiegeleien. Die Sonderausstellung versammelt über vierzig denkanregenden und nicht minder vergnügliche Experimente aus der virtuellen Welt hinter den Spiegeln. *19.05.2020 bis 09.01.2022*

VORARLBERG MUSEUM.

Kornmarktplatz 1, Bregenz, vorarlbergmuseum.at
Löcher, die nicht einmal der Schnee zudeckt. Das Kapitel bezieht sich zum einen auf das, was in der Sammlung fehlt, was nicht mehr oder noch nicht vorhanden ist, sowie auf unvollständig und fehlerhaft Dokumentiertes. Zum anderen spielen Leerstellen und Löcher als Themen in der Kunst eine Rolle. *04.06.2020 bis 31.07.2020*
Reinhold Luger. Grafische Provokation. Der Grafiker Reinhold «Nolde» Luger war einer der Anführer der kulturellen Protestbewegung in Vorarlberg in den 1970ern und lieferte stets gleich die passenden Drucksorten mit: bissige Plakate, Karikaturen, Pamphlete und Flugblätter. *04.06.2020 bis 30.08.2020*

XAOX-ART.

Langgasse 16, St.Gallen, xaoxart.ch.
XaoX-Art: By Bobby Moor. Ein Delirium im Wachzustand, geäussert mit allen Sinnen. Gebündelt das Leben, in Schüben, in Schlaufen, in Pirouetten, in Albträumen und auf langen Strecken in tiefsten Abgründen.

ZEUGHAUS TEUFEN.

Zeughausplatz 1, Teufen AR, 071 335 80 30, zeughausteufen.ch
Apropos flüchtige Blicke. Ein Ausstellungsprojekt mit Bildern von Daniel Ammann, Peter Egloff, Till Forrer, Ariel Huber, Joshua Loher, Modulor, Eva Rekade, uvm. *21.07.2019 bis 31.08.2020*
Stirnwand Hella Sturzenegger. Mit Hella Sturzenegger «Gestickte Bildteppiche». Ein Jahr lang werden in wechselnden Kombinationen Bilder der Künstlerin gezeigt, kuratiert von Ursula Karbacher. *02.02.2020 bis 31.12.2020*
The as usual dance towards the other flight to what is not. Regula Engeler zeigt eine Auswahl bisher unveröffentlichter Arbeiten aus ihrem fotografischen Archiv: Lichtspiele, Pflanzliches, Farbräume – Zwischenbilder in rätselhaften Abläufen. *12.06.2020 bis 31.07.2020*

WEITERE AUSSTELLUNGEN

ALTES ZEUGHAUS FRAUENFELD.

Zürcherstrasse 221, Frauenfeld,
Thurgauer Köpfe – Tot oder lebendig. Ist es eine schillernde Persönlichkeit, das richtige Amt, der familiäre Hintergrund oder eine Anhäufung von Vermögen, die einen Kopf zu einem solchen machen? *06.06.2020 bis 18.11.2020*

BAROCKSAAL STIFTSBIBLIOTHEK.

Klosterhof 6d, St.Gallen, 0712273416, stibi.ch
Die schönsten Seiten der Schweiz – Geistliche Handschriften. Die Stiftsbibliothek St.Gallen schlägt die schönsten Seiten der Schweiz auf. Illuminierte Handschriften bringen Texte zum Leuchten. Auch in übertragenem Sinne erhellen sie: Bilder erklären die Welt. *10.03.2020 bis 08.11.2020*

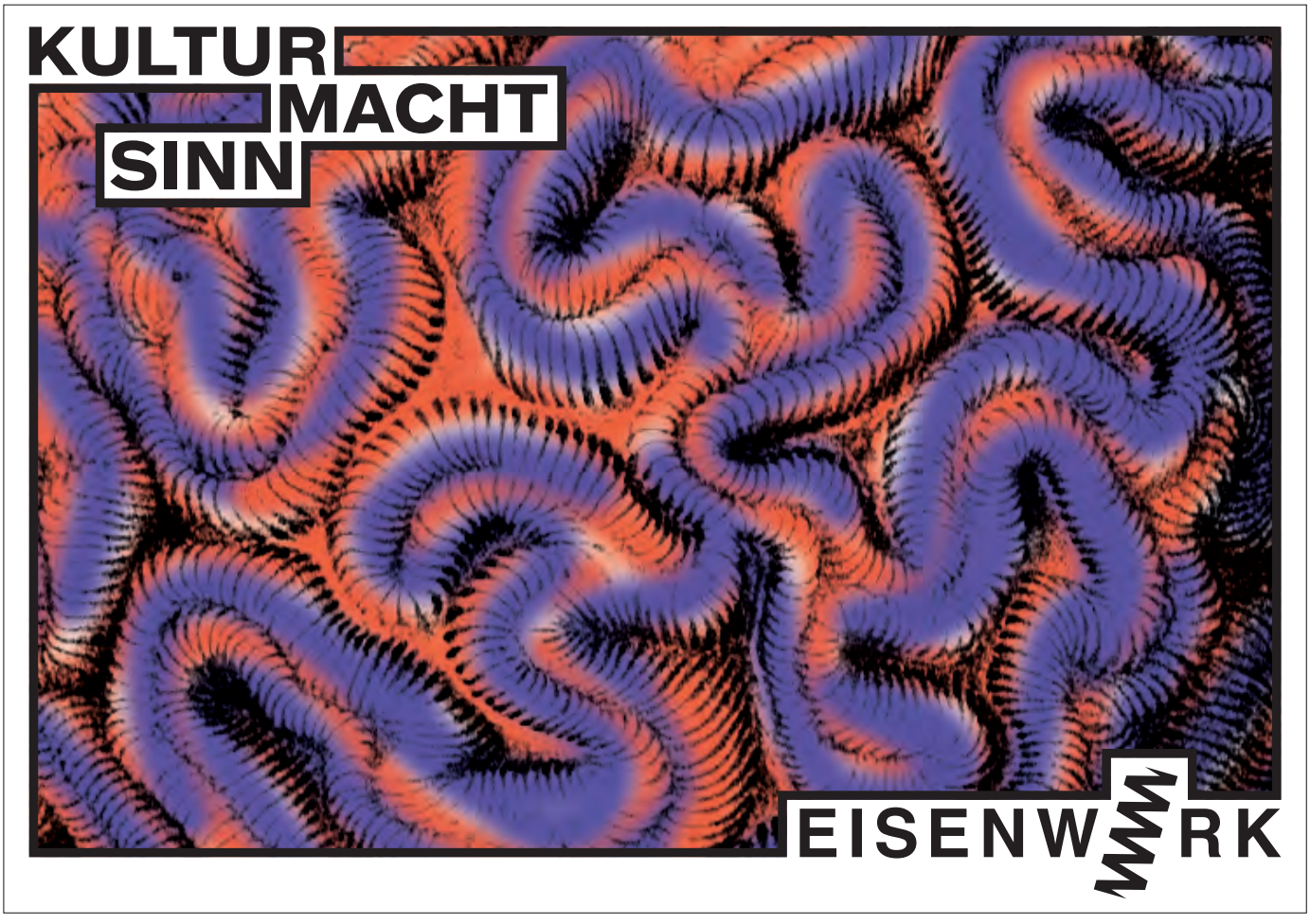
BIBLIOTHEK HERISAU.

Herisau,
Ballonwerke – von Fabiola Anderes. Luftige Eventdekorationen aus dem Ballonstudio Herisau. *01.05.2020 bis 11.07.2020*

GEWERBEMUSEUM WINTERTHUR.

Kirchplatz 14, Winterthur,
Federn – wärmen, verführen, fliegen. Ein Parcours durch die verführerische Schönheit und Formenvielfalt eines Glanzstücks der Natur, der die geniale Multifunktionalität der Feder sowie ihre aktuelle Bedeutung in Kulturgeschichte, Design, Kunst und Popkultur beleuchtet. *01.12.2019 bis 01.11.2020*

GRETA
GRETA
GRETA
GRETA
GETA BRĂTESCU
L'art c'est un jeu sérieux
9.6.– 15.11.2020
KUNST
MUSEUM
ST.GALLEN


KULTUR
MACHT
SINN
EISENWERK

Geta Brătescu

Das Kunstmuseum St.Gallen widmet Geta Brătescu (1926–2018) als erstes Schweizer Museum eine retrospektiv angelegte Ausstellung. L'art c'est un jeu sérieux – der Titel der Ausstellung folgt einem Zitat Brătescus. Sie zählt zu den bedeutendsten rumänischen Avantgardistinnen des 20. Jahrhunderts und vertrat ihr Land an der Biennale di Venezia 2017. Die Ausstellung umfasst repräsentative Werkserien und gibt Einblick in über vier Jahrzehnte kreativen Schaffens. Im Zentrum stehen Collagen, Zeichnungen und Videos, deren Ausdrucksweise parallel zu den internationalen Avantgarden verläuft.
Ausstellung 9. Juni bis 15. November, Kunstmuseum St.Gallen. kunstmuseumsg.ch

Verdingkinder

Der Fotograf Peter Klaunzer hat während eineinhalb Jahren ehemalige Heim- und Verdingkinder porträtiert. Er nähert sich mit seinen Porträts den bewegenden Schicksalen behutsam an und ermöglicht einen Einblick in die heutigen Lebensumstände der betroffenen Personen. Die ehemaligen Verdingkinder erfuhren eine für uns unvorstellbare Willkür während der Fremdplatzierung. Sie leiden teilweise bis heute unter der Diffamierung und den schweren Misshandlungen, die sie in ihren Kinder- und Jugendjahren erleben mussten.

Fotoausstellung bis 28. Juni, Küefer-Martis-Huus Ruggel. Begleitprogramm siehe Webseite: kmh.li

Work Life Balance

Michael Bodenmann und Barbara Signer zeigen in den Räumen des ehemaligen italienischen Konsulats neue Arbeiten. Es gibt die Ausstellung und es gibt die Bar. Die zwei Räume zwischen Durchgangs- und Aufenthaltsort bewohnen Geister von jetzt, damals und wahrscheinlich auch morgen. Dinge, die man nicht wegwerfen wollte, werden zur eigenen Identität. Und die Bar verlässt man im Morgengrauen, wenn die Krähen den Abfall von der Strasse holen.

Finissage: Donnerstag, 18. Juni, ab 19 Uhr, Nextex St.Gallen. nextex.ch

Material Matters

Ohne Stoff kein Kleid: Die Ausstellung «Material Matters» widmet sich textilen Rohstoffen, ihrer Gewinnung und Verarbeitung. Ausgewählte Kleidungsstücke aus den letzten 200 Jahren illustrieren die Vielfalt und Schönheit textiler Materialien und zeigen ihren Einfluss auf die Mode im Wandel der Zeiten. Auch gesellschaftliche Entwicklungen wie wachsender Wohlstand oder erhöhte Umweltsensibilität sowie textiltechnische Innovationen beeinflussen die Modeindustrie und verändern unsere Kleidungsgewohnheiten.

Ausstellung ab 6. Juni bis 21. Februar, Textilmuseum St.Gallen. textilmuseum.ch

HISTORISCHES UND VÖLKERKUNDEMUSEUM.

Museumstrasse 50, St.Gallen, 071 242 06 42, hvmsg.ch
Mazandaran-Kelims – unbekannte Flachgewebe aus Nordpersien. Die Flachgewebe aus der Provinz Mazandaran im heutigen Iran, zwischen Kaspischem Meer und Elbrus-Gebirge, sind bekannt durch ihre Vielfalt an Streifen und Kombinationen. *28.03.2020 bis 31.01.2021*
Nomaden auf Zeit – Bilder einer Familie aus Morokko. Der Alltag einer der letzten traditionell lebenden Nomadenfamilien aus dem Stamm der Ait Atta in Marokko. Im Zentrum stehen ebenso eindringliche wie spektakuläre und intime Bilder des jungen marokkanischen Fotografen Abdellah Azizi. *23.05.2020 bis 03.01.2021*

ITTINGER MUSEUM.

Warth,
Thurgauer Köpfe – Ein Bankierssohn pflügt um. Victor Fehr (1846–1938) war eine prägende Persönlichkeit im Thurgau des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Ein wichtiges Feld seines Engagements war die Mechanisierung der Landwirtschaft, ein weiteres die Zollpolitik. *25.04.2020 bis 18.10.2020*

JÜDISCHES MUSEUM.

Schweizerstrasse 5, Hohenems, +43 5576 739 89 0, jm-hohenems.at
Dauerausstellung und Jüdisches Viertel. Entdecken Sie unbekannte Seiten des jüdischen Alltags und der jüdischen Geschichte im Jüdischen Museum und im Jüdischen Viertel von Hohenems, mit seinem einzigartigen Ensemble von der Synagoge bis zur unlängst sanierten jüdischen Schule. *01.01.2020 bis 31.12.2020*
Ende der Zeitzeugenschaft? Eine Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, in Zusammenarbeit mit der Stiftung «Erinnerung, Verantwortung und Zukunft» (EVZ). *10.11.2019 bis 16.08.2020*

LIECHTENSTEINISCHES LANDESMUSEUM.

Städtle 43, Vaduz, facebook.com/llmvaduz
Global Happiness – Ausstellung über nachhaltiges Glück. Die Helvetas-Ausstellung stellt Glücksgeschichten und -konzepte aus aller Welt vor und zeigt, was Glück mit Nachhaltigkeit zu tun hat. *15.05.2020 bis 28.02.2021*

MUSEUM APPENZELL.

Hauptgasse 4, Appenzell, 071 788 96 31, museum.ai.ch
Schaut her! Portrait-Fotografie 1900 bis 1930. Portraitaufnahmen der Fotografen Jakob und Egon Müller. *22.11.2019 bis 01.06.2020*

MUSEUM HEIDEN.

Kirchplatz 5, Heiden, museum.heiden.ch
Ferne Welten – Fremde Schätze. Unterschiedliche Lebenswege stehen als Beispiele für globales Unternehmertum von Schweizern in den kolonialen Strukturen. *19.06.2020 bis 29.11.2021*

MUSEUM PRESTEGG.

Gerbergasse 2, Altstätten, 150 Jahre Feuerwehr Altstätten. *13.06.2020 bis 30.10.2020*

MUSEUM ZU ALLERHEILIGEN.

Klosterstrasse 16, Schaffhausen, +41 52 633 07 77, allerheiligen.ch
Gebändigt? Naturdarstellungen aus der Sammlung Gegenwartskunst. An Stelle idealisierter, unberührter Naturdarstellungen setzt die Sammlungspräsentation ihren Fokus explizit auf Naturdarstellungen, die menschengeprägt sind. *18.12.2019 bis 02.08.2020*
Hühner. Unterschätztes Federvieh. Die Ausstellung erzählt die faszinierende Geschichte, wie der Mensch auf das Huhn kam und welche Bedeutung ihm heute zukommt. Sie zeigt die überraschende Vielfalt der wilden und zahmen Hühner und deckt auf, wie Hühner leben. *12.05.2020 bis 05.04.2021*

NATURMUSEUM ST.GALLEN.

Rorschacher Strasse 263, St.Gallen, 071 243 40 40, naturmuseumsg.ch
Sonderausstellung «Allerlei rund ums Ei». Das beschalte Ei ist eine spezielle Entwicklung der Natur. Geschützt durch eine feste Hülle und versorgt durch einen reichen Dottervorrat, entwickelt sich der Keim in seiner eigenen, kleinen Welt. *13.05.2020 bis 09.08.2020*

NATURMUSEUM THURGAU.

Freie Strasse 24, Frauenfeld, 058 345 74 00, naturmuseum.tg.ch
Biergarten – Jahresthema Museumsgarten. Im archäobotanischen Museumsgarten sind verschiedene Pflanzen zu sehen, die bis heute unentbehrliche Grundlage für das Bierbrauen sind. *01.04.2020 bis 30.09.2020*
Thurgauer Köpfe – einzigartig, vielfältig. Die vielfältige Reihe der gezeigten Porträts ist eine gleichermassen informative wie vergnügliche Schau zu Menschen, Natur und Geschichte des Thurgaus und wirft damit einen ungewohnten Blick auf den Kanton. *06.06.2020 bis 18.10.2020*

SEIFENMUSEUM ST.GALLEN.

Rorschacherstrasse 135, St.Gallen, seifenmuseum.ch
Geschichte der Seife & Sammlung. Das Seifenmuseum mit seiner Sammlung von über 3000 Stück präsentiert die Geschichte der Seife. Dazu gehören Seifen, Plakate, Stempel, Maschinenteile und vieles mehr, weiterhin zeigt das Seifenmuseum die verschiedenen Macharten der Seife. *01.01.2020 bis 31.12.2020*

STÄDTISCHE GALERIE «FAULER PELZ» ÜBERLINGEN.

Landungsplatz / Seepromenade 2, Überlingen, 00497551 99-1074, staedtischegalerie.de
Fasnet hoch 4. Die Mitglieder des Viererbundes – die Narrenzünfte von Überlingen, Elzach, Oberndorf und Rottweil – präsentieren in dieser Ausstellung die Urform der schwäbisch-alemannischen Fasnet mit ihrer Geschichte und ihren Geschichten. *26.05.2020 bis 04.10.2020*

STÄDTISCHES MUSEUM ÜBERLINGEN.

Krummebergstr. 30, Überlingen, 00497551 99-1079, museum-ueberlingen.de
Überlingen legendär. 1250 Jahre sagenhafte Stadtgeschichte. Über Generationen mündlich überliefert, schmücken Überlinger Sagen und Legenden Ereignisse und Gerüchte der Vergangenheit aus. Mal spöttisch, mal derb, mal fromm spiegeln sie die Geschichte der Stadt und die Mentalität ihrer Bürger. *26.05.2020 bis 12.12.2020*

STIFTSARCHIV.

Klosterhof 1, St.Gallen, st.gallen.ch/stiftsarchiv/
Folcwins Gedächtnis – Ein Privatarchiv aus dem frühmittelalterlichen Rätien. Als besonderes Kleinod hütet das Stiftsarchiv St.Gallen seit 1200 Jahren das einzige Privatarchiv des frühen Mittelalters. *10.01.2020 bis 06.01.2021*

TEXTILMUSEUM.

St.Gallen,
Material Matters. Von der Faser zur Mode. Ohne Stoff kein Kleid: Die Ausstellung widmet sich textilen Rohstoffen, ihrer Gewinnung und Verarbeitung. Ausgewählte Kostüme von 1800 bis heute illustrieren die Vielfalt und Schönheit textiler Materialien. *06.06.2020 bis 21.02.2021*
Fabrikanten & Manipulanten. Die Ausstellung widmet sich der wechselvollen Geschichte der Ostschweizer Textilwirtschaft, die ihren Anfang bereits im Mittelalter nimmt. *29.04.2017 bis 29.04.2030*

VORARLBERG MUSEUM.

Kornmarktplatz 1, Bregenz, vorarlbergmuseum.at
Die 14 Nothelfer. Das himmlische Versicherungspaket. Die Ausstellung berichtet von Legenden und Darstellungen der 14 Nothelfer in Vorarlberg, die als eine Art Bündelversicherung früherer Tage fungierten. *04.06.2020 bis 30.08.2020*
Weltstadt oder so? Brigantium im 1.Jh.n.Chr. Auf Basis neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse und archäologischer Funde lädt die Schau ein, gut informiert über Brigantium, seine Bewohner und Besucher zu spekulieren. *01.01.2020 bis 31.12.2020*

ZEUGHAUS TEUFEN.

Zeughausplatz 1, Teufen AR, 071 335 80 30, zeughausteufen.ch
Salon Niggli. Bücher des Verlags Niggli. Über 400 Bücher des Niggli Verlags. *01.08.2019 bis 01.08.2020*

Krempel, Kiste, Kugel, Kabel, Kanister, Kehricht, Kasse, Kurs, Kinder, Kegel, Kiosk

BEWEGUNG

Tai Chi und Qi Gong

Tai Chi und Qi Gong in Speicher und Teufen
Tai Chi-Kurse für Anfänger/innen beginnen jeweils im Januar, März und September.
Ins Qi Gong kann man jederzeit und ohne Vorkenntnisse einsteigen.
Die 1. Lektion dient als Probelektion und ist unverbindlich und gratis.
Kursleiter: Guido Ernst, 076 581 42 90, g.ernst@itcca.ch
Weitere Infos auf: www.itcca.ch

DESIGN

Kunst studieren in St.Gallen

berufs-begleitend ab August 20. Finde deine eigene Antwort, sprich mit uns am 18.6.2020, 17.00 Uhr, dabei sein, Schule für Gestaltung www.gbssg.ch

GESTALTEN

Nicht verpassen, es gilt keine Ausrede!!!

Kurse, Kurse, nochmal Kurse, verbringt doch euren Sommer mal kreativ?
www.gbssg.ch

KLEIDER

Flick-Hüsli

Kleider flicken direkt am Marktplatz St.Gallen.
Öffnungszeiten: Di–Fr, 11.30 bis 18 Uhr.
Kontakt: Ursula Bühler, 079 871 08 47

KULTURREISEN

Paul Giger live in Chartres

Seminar und Live-Konzert -- Kathedrale Chartres (F) mit Chr.M.Rogez, P.Giger, M.-L.Dähler vom 18.–24.Oktober 2020.
Näheres hier: www.paul-giger.ch/news

TRINKEN

Schützengarten Betriebsbesichtigung

Besichtigen Sie die älteste Brauerei der Schweiz und überzeugen Sie sich von der einzigartigen Braukunst. Einmal im Monat um 14 Uhr bieten wir geführte Betriebsbesichtigungen und eine Degustation unserer Biere für Einzelpersonen und Kleingruppen an.

Dauer 2 h, CHF 10 p. P.,
Daten 2020: 6.7., 3.8., 7.9.

Weitere Informationen auf www.schuetzengarten.ch

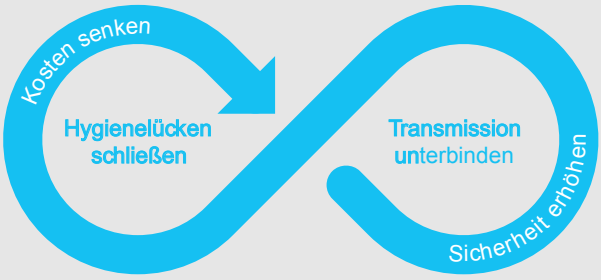
YOGA

Schwangerschaftsyoga

Schwangerschaftsyoga, Hatha Yoga und Yin Yoga
Tanjas Yogaloft, Mittleres Hofgässlein 3, 9000 St.Gallen
info@tanjas-yogaloft.ch, www.tanjas-yogaloft.ch

NiedermannDruck

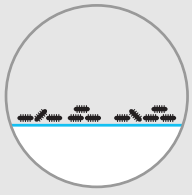
Lock 3 der antimikrobielle Dispersionslack

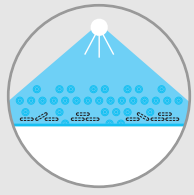


E. Coli
bis zu 16 Monaten

Influenza
bis zu 2 Tagen

Coronaviren
bis zu 9 Tagen


Kontamination von Oberflächen mit Bakterien, Viren, Pilzen


Der Effekt wird durch sichtbares Licht und Sauerstoff aktiviert.

Keime werden schnell und effektiv inaktiviert – Hygienelücken können dauerhaft geschlossen werden.

- Geprüft durch das Fraunhofer Institut, effiziente Keimreduzierung um bis zu 99,5%
- Wirksam gegen Bakterien, Viren, Pilze und Sporen
- Wirkprinzip klinisch getestet
- Permanenter und lang anhaltender Effekt
- Wirksam auch auf trockenen Oberflächen
- Vermeidung von giftigen Bioziden und Nanopartikeln
- Gesundheitlich unbedenklich
- Keine Bildung von Resistenzen
- Skalierbar über Lichtintensität

Lassen Sie uns **Schutz bieten**

Sie schützen Ihre Mitarbeiter.
Sie sind sauber gegenüber Ihren Kunden.
Sie sind ein Vorbild in der Gesellschaft.
Ihre Produkte unterbrechen die Infektionskette.

Alles was durch mehrere Hände geht, kann/sollte so lackiert und damit geschützt sein.

Mit mehrfachem Zertifikat.
Eine ideale Lösung, nahezu zum gleichen Preis, wie normale Drucksachen.

Packen sie die Chance und sie werden Beachtung finden.

NiedermannDruck
Letzistrasse 37 | 9015 St.Gallen | Telefon +41 71 282 48 80 | gallus@niedermanndruck.ch | www.niedermanndruck.ch

St.Josefen

Foto: Archiv Stefan Keller

Sinngemäss hätte ich den kurzen Text auch alleine entschlüsseln können, aber etliche Wörter wären mir dabei unverständlich geblieben. Zum Glück kenne ich einen Instrumentenbauer und Stadtzürcher Gemeinderat, der imstande ist, jede Schrift zu lesen, selbst die undeutlichste altdeutsche Klaue: Man weiss nicht recht, wo er das lernte, auf Wunsch kann er übrigens auch sämtliche Schmetterlinge bestimmen, die Nachtfalter eingeschlossen, und den Unterschied zwischen Elfenbein von Elefanten und jenem von prähistorischen Mammuts erkennt er auf Anhieb. Letzteres gehört aber wohl zum Beruf eines Restaurateurs von Tasteninstrumenten.

Also stellte ich die Ansichtskarte auf den Facebook-Account dieses Mannes, mit der Bitte um Unterstützung. Sofort stieg er ein, und innerhalb eines Abends fanden wir heraus, was Adolf A. am 22. April 1906 seinem Bruder Walter schrieb, aus St.Josefen im Sittertobel nach Rorschach zur «Maschinenfabrick Baum u. Cie», wo der Bruder als Schreiner beschäftigt war.

Noch interessanter als die Bilder sind auf historischen Postkarten oft die Texte. Wurde die Karte verschickt, dann trägt sie einen Stempel, und man weiss zumindest ihr Alter. Oft sind die Absender auch Leute, die sonst nicht viel schreiben, und die Karte, die in einem Antiquariat zufällig fortexistiert, könnte ihr einziges erhalten gebliebenes Lebenszeichen sein.

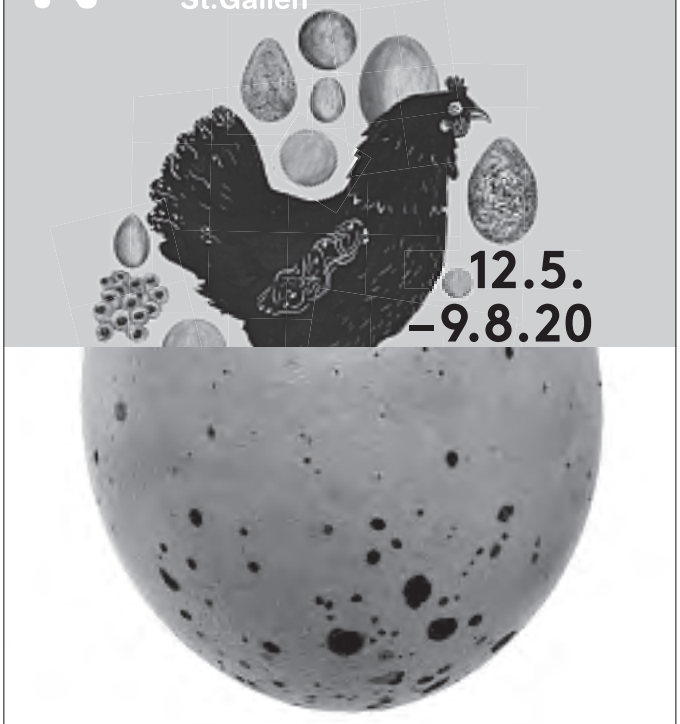
Oft werden wichtige Dinge mitgeteilt. Im vorliegenden Fall informiert der Arbeiter Adolf A. seinen Bruder, dass er seit acht Tagen «in dieser Fabrick, die Du auf dem Bilde sehen kannst», arbeite und in dem Restaurant, «das Du auch auf der Karte sehen kannst», logiere: «Gefällt mir so ziemlich gut.» Dazu notiert er seine Adresse und fragt «Wie ist es Dir gegangen Ostern in Thalweil.»

Die Fabrik erahnt man weit rechts hinten, heute steht dort die Firma Filtrox, während sich links der Sitter der Baukonzern Implenia angesiedelt hat. Über allem hängt eine Autobahnbrücke, aber das Restaurant Spiessegg, in dem der Arbeiter 1906 wohnte, ist – als Spisegg – erhalten geblieben. Es bietet österreichische Küche an.

Adolf und Walter A. heissen mit Nachnamen Aufranc. Um das zu entziffern brauchten wir am längsten: Das Telefonbuch zeigt, dass der seltene Name in der Region noch vorkommt. Gibt es Nachkommen, die sich erinnern? Damit begänne jetzt die Geschichte.

Stefan Keller, 1958, veröffentlichte im Mai sein neues Buch *Spuren der Arbeit. Von der Manufaktur zur Serverfarm* im Rotpunktverlag Zürich, besprochen im Maiheft von Saiten: *saiten.ch/der-thurgau-von-unten*.

Naturmuseum
St.Gallen



12.5.
–9.8.20

Allerlei rund ums Ei
naturmuseumsg.ch

Zeughaus Teufen
GRUBENMANN-MUSEUM
HANS ZELLER-BILDER

ZEUG

Anlässe und weitere Angaben auf zeughausteufen.ch

Verlängert bis 9. August 2020!
Di–Fr 12–18 Uhr, Sa/So 11–17 Uhr

Linus Bill + Adrien Horni

Marine Julié

LA FINE LIGNE

Simone Holliger

Simon Paccaud

Kunst Halle Sankt Gallen

Davidstrasse 40
CH–9000 St.Gallen
www.k9000.ch

Prächtige Aussichten im Maskenzentrum

Vieles hatte sich also prächtig entwickelt im grossen Stillstand, es spross ums Haus wie noch nie, das Zwetschgenbäumchen legte wöchentlich einen Viertelmeter zu, die Nachbarn waren gut genährt und gebräunt, allen voran der Grillmeister, der mit Zangenhandsprüchen wie «Für den Spanier ist Fisch kein Fleisch, sondern Wasser» schnell zur Coronaquartierlegende geworden war. Erfreulich auch die ersten Bewegungen im öffentlichen Raum, an die Wand unserer Hangkurve hatten die Fussballbuben wieder ihr dunkelgrünes Clubgründungsjahr gesprayt, ein erstes Bier tranken wir bei der fröhlichen Bündnerin, und beim Kugeln werfen im Klötipärkli liessen Bruder Ruprecht vom Katzenberg und unser Charlie hier gegen die überambitionierten Kurzhöseler mit den rasierten Waden sowas von nichts anbrennen, dass sie vermutlich ein paar Wochen lang heimlich in ihrem Hinterhof trainieren, bis sie wieder anhöselen. Und oben im Tal der Demut hinterm Hangwäldchen wirbelten im frisch ausgehobenen Biotümpel Hunderte Kaulquappen und plampten und quakten die Frösche dermassen unverfroren lustvoll, dass man auf die Idee kam, Sumpfbiber zu fragen, ob er nicht eine hungernde Ringelnatter aussetzen möchte. Schliesslich, ebenfalls erfreulich, stellten wir in der Pfahlrunde fest, dass in der ganzen Viruspanik nur ein einziger Genosse sich in offensichtlicher geistiger Umnachtung den Aluhüten und Echsenfabulierern genähert hatte: Wir würden ihm sehr gut sehr lang zureden müssen.

Muntere Aussichten, aber klar, von sorgenfreiem Sommerlauf konnte noch keine Rede sein, obwohl unsere Lieblingsgratiszeitung beruhigend von Millionen Masken aus der Ostschweiz berichtete, und von der Gallenstadt als Maskenzentrum. Braunauge, mittlerweile wieder Pendlerin, hatte uns diesbezüglich längst versorgt, unter anderem mit karierten Schmuckstücken, die ich für den Zahnarzt reserviert hatte: Zwei abgebrochene Zähne riefen nach einem unangenehmen Reparaturtermin. Die wahre Sorge aber galt der Lunge, die dann und wann den Gedankenhimmel verdunkelte wie jene Rauchsäule über der Stadt, als eines Lockdownvormittags ein unglückseliges Haus im Westquartier in Flammen stand. Sie müssen mit einem schweren Verlauf rechnen, hatte der Arzt gesagt, Sie gehören zur berühmt-berüchtigten Risikogruppe, Herr Pfahlbauer. Krupp und Asthma und Rauchen und sowieso allerhand verschnaufte Verheerungen, natürlich hatte ich mit diesem Befund rechnen müssen, nicht umsonst nennt mich meine Familie Bronchosaurus. Er gab zusätzlich zum Symbicort (AstraZeneca) noch einige Kapseln Spiriva (Boehringer Ingelheim), zum Inhalieren mit dem Handihaler, ein kurliger Name für ein Sauggerät; ich fühlte mich beflügelt, aber auch lausig, weil ich wahrscheinlich zu den vermaledeiten Krankenprämientreibern gehöre, aber lassen wir das.

Höchste Zeit, sich der Zukunft zuzuwenden, es tut sich ja Wunderliches an der Spitze der Gallenstadt, wie mir Schmalhans erzählte: Der alte Chinese tritt ab, ein frischer Gebirgsfüselkommandant und Bergsteiger in allen Varianten will ihn beerben. So keck sein Kinn und so zupackend seine Art, hat ihm leider jemand eine Autowerbung aus dem üblen Jahrzehnt vor der Jahrtausendwende auf den sportlichen Leib geschrieben: Smart-urban-rockt, oh Gott, den Trioslogan gab's wohl günstig beim Alteisenhändler. Nein, es ist jetzt mal gut mit dem reformierten Freisinn, waren wir uns einig, obwohl Schmalhans selber evangelisch ist. Jetzt muss die sozialdemokratische Katholikin ran, und die erste Wette gilt: Gegen die herzensgute Kalabresin hat der nette Werdenberger nicht den Hauch einer Chance. Habemus Pappam! Richtig so, schon weil die Gallitalienerin in den gleichen zutiefst urbanen Lokalen verkehrt, wo wir Pfahlgenossen verkehren. Dort habe ich den führungsstarken Gebirgsfüsel noch nie gesehen, da kann er noch so umenand strahlen und verkünden, dass er tolle zackige Pfähle in den Sumpf hauen will. Von weit weg erklang der alte Schlachtruf der Ramones, Gabba Gabba Hey, aber hey, der galt in Anspielung an die Zirkusfreaks um Schlitzie halt in gotzname nicht den freisinnigen Gipfelstürmern, sondern den asthmatischen Sumpfköpfen. Müde Einsicht, ich weiss, sorry, muss zur Ruh, ist schon nach zehn, und ich muss zünftig vorschlafen.

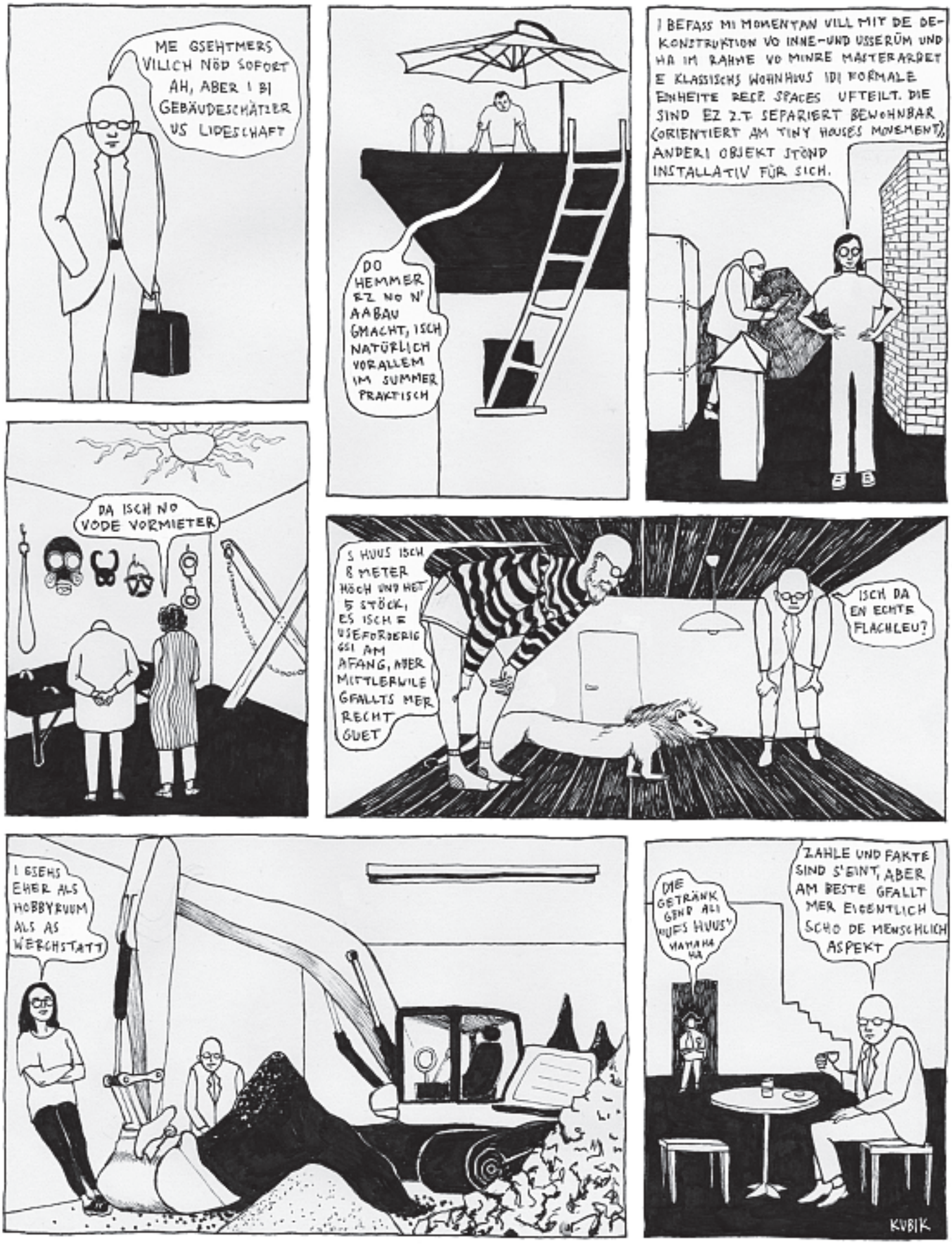
Charles Pfahlbauer jr.

Alltag.ch

BURKA - GEBJT

10 JAHRE LOK
Kulturzentrum
St. Gallen
lokremise.ch

ERLEBNISSE AUS DEM ALLTAG EINES GEBÄUDESCHÄTZERS



NÖD JUFLE MACHT DEN BRAUER ZUM MEISTER.

ZERTIFIZIERTE SPITZENQUALITÄT
SLOW BREWING

Ein gutes Bier braucht Zeit. Deshalb nehmen wir uns beim Brauen besonders viel davon. Und das seit 240 Jahren. Damit Sie jeden Schluck geniessen können.

Wir nehmen uns Zeit für unser Bier.

Schützengarten